
BAND IV
Vor
hinter
den
Coulissen
von
CADEMPWOLFF
A. Hartleben's Verlag Wien, Pest, Leipzig

Vor und hinter

den

Coulissen.

Skizzen und Erinnerungen

von

C. A. Dempwolff,

Verfasser von „Auch eine Gletscherfahrt", „Aus meiner Wandermappe" etc.

Vierter Band.

Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1869.

Vor und hinter den Coulissen.

Vierter Band.

Das große historische Musikfest

der musikalischen Akademie Neu-München.

In der Carnevalsskizze „Prinzessin Schnakoli" haben wir gezeigt, wie fröhlich die Münchener Künstler den Fasching feiern.

Daß sie aber auch in den Fasten vergnügt sein können, möge die nachfolgende Erinnerung an einen der heitersten Abende meines Lebens beweisen. Selbstverständlich verzichte ich von vornherein darauf, dem verehrten Leser auch nur annähernd den Genuß, die Fröhlichkeit zu verschaffen, die ich selbst in so reichem Maße bei diesem seltsamen Concert genossen. Aber etwas, ein schwacher Abglanz der ungeheuren Heiterkeit, welche dieses Musikfest belebte, soll sich doch — so hoffe und wünsche ich — auch in dieser harmlosen Skizze erhalten haben.

Zur Erläuterung der nachfolgenden Zeilen diene, daß die musikalische Akademie Neu-München die musikalischen Kräfte der Münchener Künstlerkreise in sich vereinigt, und hin und wieder — leider für ihre Freunde und Verehrer nur zu selten — mit den größten Mitteln unternommene, und auf das Glücklichste durchgeführte harmlose Scherze vor die Oeffentlichkeit bringt, wenn man einen eingeladenen großen Freundeskreis Oeffentlichkeit nennen kann. Ich empfing also auch eine Ein-

ladungskarte zu diesem Musikfest der musikalischen Akademie Neu-München für den Abend des 21. März. Anfangs schaute ich die rothe Karte etwas zweifelhaft an, denn in den Worten „großes historisches Musikfest“ lag ein gewisses Etwas, das mich veranlassen wollte, zu Hause zu bleiben. Ich überwand aber mein Bedenken, und ging schließlich doch in die Westendhalle, ein größeres Local in München, in dem alle derartigen Feste abgehalten werden. Hier fand ich schon eine zahlreiche, sehr gewählte Gesellschaft, namentlich einen überraschend schönen Damenflor versammelt. Im Hintergrunde des Saales war wie gewöhnlich ein Podium gebaut, auf dem sich eine riesige Orgel bis an die Decke des Saales erhob. Außerdem stand daselbst ein colossales Etwas, anzusehen wie eine Dampfmaschine und doch wieder ganz verschieden davon, es war das neuerfundene Coaxofenrohrocacophonium, ein musikalisches Instrument, auf dessen Leistungen ich später noch zurückkommen werde. Schon als ich dieses Ungeheuer erblickte, wurde ich ruhiger, und als ich mir ein Programm gekauft hatte, da schwanden die letzten Zweifel aus meinem Herzen, und ich versprach mir einen sehr vergnügten Abend. Dieses Programm dürfte eines der originellsten sein, welches jemals für ein historisches „Musikfest“ geschrieben wurde, und schon die Vorrede, einige „nothgedrungene Worte über die Zwecke und Bestrebungen der musikalischen Akademie Neu-München,“ setzte Jedermann in die heiterste Stimmung. Die erste Abtheilung: „graues Alterthum, griechische Musik, goldenes Zeitalter,“ wurde durch eine Idylle repräsentirt, deren Original-Partitur laut Programm unter den Trümmern des Orakels zu Dodona aufgefunden worden war und vermuthlich von Apollo selber herstammen dürfte. „Pan und sein Gefolge mischen sich unter das fröhliche Hirtenvolk“ — sagt das Programm — „Berg und Thal wiederhallen

von Gesang, vom Blöcken der Schafe, vom Brüllen der Nachtigall und vom flötenden Rindvieh." Dieses „flötende Rindvieh" wurde ebenso wie das Bellen der Hunde durch den Chor der Sänger ungemein täuschend imitirt und hatte eine brillante Wirkung. So äußerst komisch nun auch diese Idylle war, so interessirte mich die zweite Nummer: „egyptische Musik," doch noch mehr, das Programm versprach eine Hymne an Apis, die berühmte Melodie, welche die Memnonssäule ertönen ließ, wenn sie die Strahlen der aufgehenden Sonne trafen. Die Original-Composition fand sich laut Programm in der Pyramide des uralten König Cecrops, und die berühmte Statue sollte selbst die Ehre haben, sie uns vorzutragen; die Memnonssäule war auf Kosten der musikalischen Akademie mit unsäglichen Mühen nach München transportirt worden und sollte in Ermanglung von Sonnenstrahlen mit elektrischem Lichte berührt werden. Das wollte ich hören, eine Hymne an Apis, vorgetragen von der Memnonssäule selbst, das kommt gewiß nicht alle Tage vor!

Aber ach, meine Freude war eitel gewesen, denn als die zweite Nummer anfangen sollte, trat der Redner der Akademie auf und erklärte, daß man sich leider eines unbegreiflichen Leichtsinns zeihen müsse, da man die enormen Kosten daran gewendet, die Memnonssäule hieher zu bringen, und nicht bedacht habe, daß die Statue unmöglich in diesem Saale stehen könne, und daß keine Thüre breit genug sei, um sie überhaupt nur hereinzulassen. Jetzt stehe die Säule im Hofe und da man einmal doch der Gesellschaft nicht zumuthen könne, in den Hof zu gehen und andererseits eben so wenig von der Säule verlangen könne, daß sie sich im Hofe producire, so müsse leider diese Nummer ausfallen und bis auf spätere Zeiten verschoben werden, wo die musikalische Akademie vielleicht ein größeres Fest im Freien veranstalte.

Ein allgemeines mißvergnügtes „Ach“ und ein um so lebhafteres Suchen nach der nächsten Nummer des Programmes war die Folge dieser Rede und schon erscheinen die riesigen alttestamentlichen Original-Trompeten „aus der Fabrik von Tubal's sel. Erben,“ wie das Programm besagte, „für die „hebräische Musik, den Chor der Priester und Leviten, welcher zum erstenmal mit dem bekannten großen Effect vor den Mauern von Jericho ausgeführt wurde.“ Es ist nun eigenthümlich, wie wir noch überall im Alterthum drinnen stecken, ohne es nur zu ahnen. Denn als die interessante Nummer, die diesmal ihren Mauer umwerfenden Charakter glücklich nicht bewahrheitete, executirt wurde, erkannten wir sofort darin die Grundmotive unseres heutzutage noch jeden Abend erschallenden Zapfenstreichs: „Herr Hauptmann, Herr Hauptmann, die Schützen haben schon wieder kein Geld.“ Jetzt sollte Nr. 4, die römische Musik kommen, das Programm bemerkte aber bei dieser Nummer ebenso schön als wahr: „Bekanntlich hielten es die alten Römer für schimpflich, sowohl Flöte zu blasen, als auch überhaupt zu musiciren. Nationalmusik besaßen sie in Folge dessen nicht. Griechen versahen diesen Dienst ohne sich zu schämen.“

Ueber Nr. 5, die Zeit der Völkerwanderung, belehrt uns das Programm: „Die wilden Barbarenhorden scheinen es namentlich auf die Zerstörung von Partituren abgesehen zu haben, denn wir besitzen aus dieser Zeit keine einzige. Dagegen fand sich bei den Nachgrabungen im Busento, dem bekannten Grabe Alarichs, ein Geräthe vor, das bisher irrthümlich für einen Helm gehalten und als solcher vielfach von Historien-Malern benützt, neuestens aber von Herrn Professor Häusle als das alte Flügelhorn der Ostgothen erkannt wurde.“ Dieses mächtige Horn, welches allerdings mit riesigen Flügeln bewaffnet war, erschien nun auf dem Podium und mußte es sich

gefallen lassen, da, wie bemerkt, alle völkerwanderliche Musik verloren gegangen, eine moderne Melodie von sich zu geben; was es auch in Anbetracht des erschwerenden Umstandes der vielen Jahrhunderte, die es im Flußbette des Busento vergraben lag, auf eine im hohem Grade zufriedenstellende Weise that.

Die sechste Nummer des Programms brachte die Zeit der Carolinger und ein dieselbe charakterisirendes „Präludium von Johann Bacherl, Hoforganisten weiland Sr. Hoheit des Longobarden-Königs Desiderius," damit auch zugleich die Einweihung der neuerbauten Orgel der musikalischen Akademie, welche acht Manuale, 137 Register und 22 Blasbälge zählen soll. — Bei allem Respect vor den eminenten Leistungen der musikalischen Akademie glaube ich doch, daß es mit dieser Nummer, wie man hier zu sagen pflegt, nicht ganz sauber war; denn einmal schweigt jegliche Musikgeschichte über den Hoforganisten des Longobarden-Königs; böse Zungen im Saale wollen sogar behaupten, es habe nie einen Hoforganisten Bacherl gegeben und das Präludium sei von einem ganz modernen Münchner Componisten (Krempelsetzer); und zum andern war es mit der Orgel auch nicht richtig. Sie hatte zwar einen wunderbaren Ton; einen Ton, den man bei einem auch noch so gelungenen Oelgemälde nicht gerade voraussetzen sollte. Aber eine Orgel, die ohne Organisten selbst spielt, ist doch zum mindesten unheimlich. Dies war aber der Fall, denn einmal, als der Ton plötzlich stockte, sprang der Organist sehr grimmig in die Höhe und schimpfte auf die nachlässigen Bälgetreter, die ihre Pflicht versäumten; aber als er hinter gelaufen war, um die Leute zur Pflicht zurückzurufen, siehe da fing die Orgel ohne Organisten an, wacker weiter zu spielen. Gehen wir also über diesen dunklen Punct schweigend hinweg, so kommen wir zur zweiten Abthei-

lung, „Mittelalter.“ Die erste Nummer derselben bringt „Italienische Musik,“ welche in ihrer ganzen Wesenheit aufzufassen ich leider zu sehr Laie bin. Ebenso war die zweite Nummer, französische Musik (les Troubadours) nicht so interessant, obwohl das Programm darüber belehrend bemerkte: „l'amour de la rose, gedichtet von Vicomte Ebles de Vendatour (1140 bis 95), einem der geistreichsten Provencalen, beliebt bei den Damen seiner Zeit; übrigens ein liederlicher Kamerad.“ Dagegen nahm die dritte Nummer: „deutsche Musik,“ mein Interesse im höchsten Grade in Anspruch. Es war dieß ein großes Oratorium: „Moses in Verlegenheit,“ unsterbliches Werk des berühmten „Rüberando di Lasso“ (1530). Obgleich ich nun bisher noch niemals von dem berühmten Rüberando di Lasso gelesen, sondern in meiner vollständigen musikalischen Einfalt den Maler Rüber, einen jetzt lebenden Künstler, für den Verfasser dieses wirklich großartigen Werkes gehalten hatte, so imponirte mir die riesige Tonschöpfung, die ich schon einmal gehört und bewundert hatte, doch auf's Neue im hohen Grade. Der Componist hat sich einen ungemein einfachen Text aus dem alten Testament gewählt, wenn ich nicht irre die Worte: „Da sprach der Herr: Moses tritt herzu und zeuch' Deine Schuhe aus.“ Diese Worte sind in wunderbarer Weise, in großem Oratoriumstyl durchgeführt, componirt und es war wohlthuend zu bemerken, wie die erhabene musikalische Schilderung der peinlichen Situation des Gesetzgebers des alten Testaments den allgemeinsten Eindruck auf die Versammlung ausübte. Weshalb aber der Componist dem alten Gesetzgeber, der doch vermuthlich Sandalen getragen, Stiefel vindicirte und componirt hatte: „Zeuch Deine Stiefel aus,“ ist mir dunkel geblieben. Die dritte Abtheilung des Musikfestes hatte die Aufgabe, die Neuzeit musikalisch zu vergegenwärtigen. Da war zuerst die Zopfzeit repräsentirt

in einem Lied: „also lebt die Schäferin", von F. H. Weinzierl, op. 97, blühte um 1750." Dann kam die Sturm- und Drangperiode (französische Revolution), die ersten Katzenmusiken. Diese Nummer unterblieb jedoch aus Rücksicht für die zarten Nerven der Damen. Dann „die Biedermayerzeit," welche seltsamerweise durch „Hektors Abschied", Gedicht v. Schiller, Musik v. Schnabel, op. 214, charakterisirt war. Ueber diese Nummer gehen wir schnell hinweg und wenden uns zur vierten Nummer: „der Feldzug im Norden: oder, die Schlacht an der Moskwa (1812), unter der unmittelbaren Leitung Seiner Majestät des Kaisers Napoleon I.; großes Tongemälde, componirt v. Joh. Nepomuk Zopf op. 395" Hier müssen wir dem Projramme genau folgen, um die ganze dramatische Größe dieses riesigen Tongemäldes zur Anschauung zu bringen und zugleich zeigen, daß es eine richtige Musik in Bezug auf Schilderung nicht allein von Seelenzuständen, sondern auch von Begebenheiten mit jedem Drama, mit jedem Gemälde aufnimmt. Uebrigens ist auch die Art und Weise, wie die musikalische Akademie das riesige Tongemälde mit verhältnißmäßig sehr einfachen Hilfsmitteln in Scene setzte, so interessant und belehrend, daß ein näheres Eingehen wohl zu entschuldigen ist. Die Composition fängt mit einem Adagio an, welches die bange Erwartung der mit Krieg überzogenen Völker ausdrückt, dann deuten Fanfaren die Ankunft Napoleons und die Eröffnung des Feldzuges an. Die Artillerie wird im $^6/_8$ Tact gemustert und Alles ist marschfertig. Der Truppenmarsch beginnt, was die Sänger sehr sinnreich durch lebhaftes Marschiren veranschaulichen. Die Proclamation an die Krieger erschüttert dieselben lebhaft, durch ein längeres Tremolo angedeutet. Dann bereiten sich die Krieger zum Kampf vor. Hier wäre nun gewiß Jedermann in Verlegenheit gewesen, diese Nummer des Programmes lebendig zu veranschau-

lichen. Nicht so die Mitglieder der musikalischen Akademie, sie nahmen einfach ihre Bierkrüge zur Hand und waren somit auf Alles vorbereitet.

Die Schlacht beginnt mit heftigem Feuern aus großen und kleinen Geschützen. Das kleine Geschütz wurde äußerst sinnreich durch heftiges Klappen des Deckel an die Bierkrüge imitirt, was ganz und gar wie Peletonfeuer klang. Die Schlacht tobt nun vorwärts mit wechselndem Glücke, die Truppen rücken siegreich vor und werden zurückgedrängt, da erscheint Seine Majestät der König von Neapel mit seiner gesammten Cavallerie auf dem Schlachtfelde. Das lebhafte Galoppiren der Sänger bei dieser Nummer machte, verstärkt durch den Resonnanzboden des Podiums, einen wunderbaren Effect, der aber von dem der Ankunft der Völker des rheinischen Bundes mit Janitschaarenmusik noch übertroffen wurde. Neuerdings entbrennt der Kampf, Verwirrung und sinkender Muth der Feinde. Lange gezogene Figuren malen „den Jammer der Verwundeten" und endlich verkünden schmetternde Fanfaren den Sieg.

Die dritte Abtheilung des Tonwerkes schildert in einem Flötenduett sehr anschaulich laut Programm „die menschenfreundliche Behandlung der Gefangenen und ihren Dank", dann „den Einmarsch der Truppen in die Hauptstadt der eroberten Provinz", und schließt mit einem „vive l'empereur!"

Das Publicum hatte in athemloser Stille die Entwicklung dieser gewaltigen Tonschilderei verfolgt, und erst als die letzte Note verklungen war, brach es, wie von einem Alp befreit, in lauten Jubel aus. Der Eindruck war ein zu wuchtiger und niederschmetternder gewesen. Und doch harrten unser noch andere ebenso eigenthümliche, wie erschütternde Kunstgenüsse.

Das räthselhafte Instrument, das ich schon Eingangs erwähnte, sollte sich zum Schluß produciren. Der Name des-

selben, obwohl sehr sinnreich gewählt, da er schon an und für sich die riesige Länge und Größe des Instrumentes ausdrückt, ist doch eben wegen seiner Ungeheuerlichkeit für den Referenten nicht practisch verwerthbar. „Coaxofenrohrocacophonium“, das soll der Teufel mehrmals in einem Satz schreiben, ich nicht. Ich werde mich des einfacheren Ausdruckes „Instrument“ bedienen.

Das Instrument, welches ungefähr den Eindruck einer Dampfmaschine von 200 Pferdekraft machte, auch mit einem sehr anständigen Balancier und einem großen Schwungrad versehen war, wurde inzwischen geheizt und die Dampf-Entwicklung begann ungemein rasch. Wir waren Alle sehr gespannt auf den riesigen Ton der colossalen Schallröhren, mußten aber unsere Geduld noch einstweilen zähmen, da uns der Redner der Akademie zuvor die Geschichte der Erfindung des Instrumentes und seine Zwecke auseinandersetzte. Er entwickelte uns in einem sehr klar und lichtvoll gehaltenen Vortrage, wie es sich schon lange als ein dringendes Bedürfniß herausgestellt habe, ein musikalisches Tonwerkzeug zu besitzen, welches im Stande ist, auch im Freien größere Wirkungen hervorzubringen, und so z. B. den Gesang größerer Volksmassen zu beherrschen und zu leiten. Dieses so sehr fühlbare Bedürfniß habe zur Erfindung gegenwärtigen Instrumentes geführt, welches in der That alle Erwartungen übertreffe. Wenn man die ganze Kraft der Maschine arbeiten lassen wolle, so würden nicht allein die verehrlichen Anwesenden Alle unfehlbar taub werden, sondern auch für das Gebäude selbst, ja für den ganzen benachbarten Stadttheil die bedenklichsten Folgen entstehen. Aber das sei ja eben das Wunderbare des Dampfes, daß seine furchtbaren Kräfte so gezügelt werden können. Der Dampfhammer, der die größten Eisenmassen zermalmt, knackt Nüsse, ohne den Kern zu beschädigen. Ebenso

könne das Instrument, welches im Stande sei, mit seinen ungeheuren Tonmassen ganze Gegenden in Schwingungen zu versetzen, die zartesten lieblichsten Weisen ertönen lassen, wenn man die Zahl der Pferdekräfte beschränke, und der geehrte Herr, der das Instrument spiele, wolle deshalb nur mit einer „Pferdekraft“ arbeiten.

Während dieser Rede war die Dampf-Entwickelung vollständig geworden. Oben aus dem Sicherheits-Ventil zischte der weiße Dampf, der Balancier arbeitete furchtbar und das Schwungrad drehte sich mit rasender Geschwindigkeit und Beharrlichkeit. Die Erwartung war auf das Höchste gestiegen und als der Künstler seinen Platz an der Claviatur einnahm, da hielten sich ängstliche Leute die Ohren mit beiden Händen zu, denn sie trauten trotz der beruhigenden Versicherungen des Redners dem gefährlichen Instrument doch nicht ganz, oder erwarteten zum Wenigsten einen Baß zu hören, der die Fenster erklirren lassen würde.

Aber siehe da, kaum griff der Künstler in die Tasten, so erhob sich sanft und lieblich die klagende Melodie: „Letzte Rose“ mit einer unsagbaren Zartheit vorgetragen, welche im Gegensatz zu der riesigen Größe des Instruments den eigenthümlichsten Eindruck machte. Ohnedem war die Klangfarbe der Tonmaschine eine höchst originelle und sonderbare, die mich lebhaft an die Klänge des Mirletons oder auch an die nervenreizenden Töne, welche ein geschickt geblasener Haarkamm oder ein Binsenröhrchen von sich gibt, erinnerten. Die Sauberkeit, mit welcher die Melodie vorgetragen wurde, fand großen Beifall, und man tröstete die, welche allenfalls über die Kleinheit des Tones bei so ungeheuern Mitteln die Achseln zuckten, mit den Wirkungen des Instruments im Freien, welche wir jedenfalls schon beim nächsten Künstlerfest hören würden.

Daß auch da wieder sich Böswillige fanden, die behaupteten, das Instrument habe gar keinen Ton von sich gegeben und die fragliche Melodie sei von einigen Sängern auf Binsenröhrchen geblasen worden, ist freilich bedauerlich wahr. Hiemit schloß, die Wiederholung einiger Nummern abgerechnet, welche stürmisch da capo verlangt wurden, dieses denkwürdige Concert.

Die fröhliche Versammlung blieb aber noch lange bei einander, um die trefflichen Leistungen der Akademie und den interessanten Abend des großen historischen Musikfestes eingehender zu besprechen.

Wo Hackländer seine Sommermonate zubringt.

Von den großen Wasserbecken, welche sich am nördlichen Fuße der Alpen befinden und von dem ewigen Schnee derselben gespeist werden, ist der Starnberger- oder Würmsee eines der lieblichsten und größten. Seit lange ist dieses herrliche Wasser und die freundliche Hügelformation, in der es eingebettet ist, der Lieblingsaufenthalt der Münchner.

Wir lesen in Chroniken viel von der wundersamen Pracht und dem Glanz, der sich am Würmsee schon unter Ferdinand Maria, also vor über 200 Jahren, entfaltete. Hier schwamm der Bucentaur, ein Wunderwerk damaliger Baukunst, dem berühmten venetianischen Vorbilde nachgeformt, von dessen Glanz die zeitgenössischen Chronisten gar nicht genug erzählen und schildern können. Hier wurden die herrlichsten Jagden abgehalten und rundherum auf den Schlössern am See herrschte ein Leben, dessen seltsamer Reiz, dessen farbenschillernde Pracht wir jetzt in unsern nüchternen Zeiten kaum mehr begreifen können. Unter den Nachfolgern Ferdinand Marias erblich dieser Glanz freilich schnell, die wüsten wilden Tage von damals waren nicht dazu angethan, friedlichen Jagdvergnügungen und prachtvollen Schiffahrten obzuliegen. So war eigentlich die Bedeutung dieses

Sees für München ziemlich verloren gegangen. Freilich pilgerten Jahr aus, Jahr ein die Maler hinaus an die grünen Ufer und wußten gar viel zu erzählen, wie schön es da draußen sei; ebenso fanden auch einzelne Naturfreunde fort und fort die Wege durch den dichten Buchenwald des Mühlthales hinaus an den See, aber der Münchner der vierziger Jahre war kein großer Naturfreund und ging nicht gern weiter, als er die Thürme seiner Frauenkirche noch sehen konnte. So war es auch hier wieder die Eisenbahn, dieses größte, Leben erweckende Wunder unseres Jahrhunderts, die neues frisches Treiben an die herrlichen Ufer des einsamen Sees brachte und denselben schnell in die Reihe der sogenannten Mode-Curorte versetzte, was den armen Bauern und Fischern daselbst sehr gut zu statten kam.

Die Münchner-Penzberger Eisenbahn läuft an der ganzen Länge des westlichen Ufers des Sees entlang und wenn sie auch ursprünglich gebaut wurde, um den großen Kohlenwerken in Penzberg und Peißenberg Wege zum Absatz ihrer Production zu verschaffen, so ist doch auch der Personenverkehr der Bahn im Sommer ein sehr bedeutender geworden und trägt nicht wenig zu ihrer Rentabilität bei.

Mit dem ersten Pfiff der Locomotive, der durch die jungfräulichen Fichten- und Buchenwälder schallte, war die lange Zeit der Stille und Einsamkeit des Sees vorbei und abgeschlossen. Am ganzen See, der Eisenbahn entlang, erhob sich eine elegante Villa nach der andern, ganze Dörfer und Niederlassungen der reichen Bewohner Münchens entstanden zauberhaft schnell. Wo sonst die nimmer ruhende Welle an schilfige Gestade, an versumpfte Wiesen und einsame Wälder geklopft hatte, da finden sie jetzt elegante Badehütten, breite Steintreppen und herrliche Gartenanlagen. Wo sonst das scheue Wild aus dem See getrunken, da wandeln jetzt schöne Weiber

aus allen Weltgegenden, da spielen fröhliche Kinder, da erholt sich der rastlose Fleiß und dehnt sich der reiche Müßiggang.

Zu dem herrlichen blauen Wasser ziehen jetzt Jahr aus, Jahr ein Tausende von Menschen, und in den sonst so einsamen Dörfern hat jedes Bauern- und Fischerhaus den Sommer hindurch elegante Einquartierung; denn die wenigen Hotels am See sind schon im Frühjahre alle vermiethet, und wer, ohne bestellt zu haben, auf gut Glück im Hochsommer an den Starnbergersee reisen wollte, der dürfte lange vergeblich nach Obdach und Quartier suchen.

Unser Weg weist uns für heute nach dem einsameren östlichen Ufer, das aber von Vielen dem westlichen bei Weitem vorgezogen wird, denn das östliche Ufer empfängt den letzten Sonnenstrahl, seine Wälder sind grüner, seine Quellen sind frischer als die am westlichen Gestade.

Unser Zug, der uns in einer Stunde von München her geführt, hält in Starnberg. Sobald Du aus dem Waggon trittst, lieber Leser, entrollt sich Dir vom Perron des Bahnhofes aus ein unvergleichlich schönes Bild. Du stehst unmittelbar am See, dessen blaue Flut sich unabsehbar nach Süden dehnt, und nur durch die Riesenmauern des Wettersteins, die geradezu aus dem Wasser herauszuwachsen scheinen, abgeschlossen wird; an beiden Seiten zieht sich in wechselnder Gestalt die lange Kette der Waldberge, deren schön gezeichnete Linien zuletzt mit den blauen Bergen zusammenzufließen scheinen. Die riesige Wasserfläche da vor Dir besitzt einen unendlichen Zauber, gleichviel ob die Flut ruhig daliegt, und ihre unsagbar schöne Farbe mit dem Himmel wetteifert, oder ob sie vom Wind durchfurcht in dunkelgrünen Wellen mit weißen Schaumkronen daherjagt und an den Ufern in langer Brandung zerschellt. Immer aber ist sie lebendig, zahlreich tummeln sich die kleinen

Kähne der Sommerfrischler, vom stattlichen Segelboot und gewöhnlichen Kielboot an, bis zum Grönländer und den seltsamen Fahrzeugen herunter, in denen zumeist kühne Damen sitzen und die der Volkswitz, ich weiß nicht weßhalb, Spinnräder und Caffeemaschinen nennt, auf der blauen Flut, zwischen denen das den Personenverkehr vermittelnde, den ganzen Tag den See befahrende Dampfschiff „Maxmilian“ wie ein Leviathan hin und her schießt.

Jetzt aber hält es unmittelbar am Bahnhof und seine Glocke läutet eben zum zweiten Mal, während der Schlot ungeduldig dicke, schwarze Rauchwolken ausstößt. Wir sind die letzten Passagiere. Hinter uns fällt die Brücke und unser kleiner, netter Dampfer macht langsam seinen großen Bogen und schlägt dann, nach Süden zueilend, um so kräftiger seine Ruder in die Fluten. Starnberg mit der Masse seiner eleganten Villen und Häuschen dehnt sich behäbig zur Rechten, überragt von seinem weißen Hochschloß, der einstigen Burg der Starnberger, eines jetzt längst ausgestorbenen, früher gar stolzen Geschlechts. Wo sonst die Ritter fröhlich bankettirten, da trägt jetzt das Bäuerlein seinen Zins und die Steuer hinauf zum Rentamtmann. Sic transit gloria mundi! Gleich unterhalb der stattlichen Villa des Prinzen Carl, die gar vornehm und exclusiv von ihren schönen Terrassen herunter schaut, beginnt die lange Reihe der Villen, welche sich wohlhabende Münchner hieher gebaut haben. Es ist eine ganze Niederlassung geworden, für welche der officielle Name Niederpöking existirt, den aber der Volkswitz, welcher diese Ansiedlung reicher Leute Brotzenhausen getauft hat, standhaft zu Gunsten seines Namens negirt.

Manch kleines Häuschen, gar lieblich im Walde versteckt, wie z. B. das dem berühmten Maler von Schwind gehörige, das wie aus seinem Märchen von den sieben Raben heraus-

gestohlen aussieht, ist darunter, das uns sofort anheimelt, aber Brotzenhausen zählt auch stolze Villen mit breiten Terrassen, plätschernden Brunnen und herrlichen Statuen, Villen, so geschmackvoll und schön, daß sie überall auffallen müßten, wie z. B. die der Herren Knorr und Miller.

Unser kleiner Dampfer sputet sich, den See zu durchschneiden. Schloß Berg, die Sommerresidenz des Königs, tritt deutlicher und immer deutlicher hervor.

Wir haben das östliche Ufer mit seinen schönen Waldbergen, von deren Höhen vielfach weiße Kirchen herunter schauen, erreicht, der Dampfer landet und setzt uns bei Leoni aus. Auf der Landungsbrücke wimmelt es von eleganten Leuten, lauter Sommerfrischlern, die in Leoni wohnen und jetzt mit dem Dampfer Bekannte oder Briefe erwarten. Auf einen großen stattlichen Herrn, der mit seinem breiten Strohhut und der hellen, lichten Tracht den Eindruck eines jener Pflanzerbarone des Südens der Vereinigten-Staaten macht, wie wir sie aus Sealsfields Romanen kennen, gehen wir sofort zu, und es beginnt ein herzliches Händeschütteln. Es ist ein deutscher Dichter, dessen Name bekannt ist, soweit die deutsche Zunge reicht. Hackländer, dessen liebenswürdiges Talent mit einem Fleiß sich Bahn gebrochen, der vielleicht nur seiner Bescheidenheit und seinem Glück das Gleichgewicht hält, empfängt uns auf das Herzlichste.

Wir wandern sofort mit ihm langsam den schön gepflegten Weg hart am See entlang, und kommen zu einer Art Halbinsel, die sich weit in den See hineinstreckt, und auf deren äußerster Spitze ein hoher Baum stolz die württembergische Flagge trägt. Diese Halbinsel bildet in geräumiger Ausbuchtung den Hafen der Villa Hackländer's und umschließt, in dichtem Schatten hoher Bäume gar reizend gelegen, zugleich die schönen

Bade= und Schiffhütten des Besitzers. Draußen liegt das Boot vor Anker, auf welchem Hackländer mit rudergeübter und segelverständiger Hand wie oft die blauen Fluten durchkreuzt. Es ist ein gar liebliches Plätzchen, dieser Hafen am See, und keine Villa weit und breit kann sich rühmen, einen so schönen Hafen zu besitzen. Wir gelangen aber jetzt zur Besitzung selber.

Freundlich am Fuße eines ziemlich steil aufsteigenden waldbewachsenen Hügels liegt sie da, die Villa Haidehaus mit ihrem hübschen Balcon und dem rosenumwachsenen Springbrunnen, dessen originelle Form, ein riesiger Frosch als Wasserspeier, uns unwillkürlich zum Lachen reizt. Ein herrlicher, schön gepflegter Blumenflor sendet seine berauschenden Düfte uns entgegen, wir treten in das wohlhäbige Haus und werden empfangen von der liebenswürdigen Hausfrau, einer stattlichen Dame, die mit solcher Ruhe und solcher anmuthigen, einfachen und herzlichen Freundlichkeit die Honneurs ihres Daheim macht, daß wir uns schnell zu Haus und heimisch fühlen. Während die gastlichen Caffeetassen auf dem Tisch geordnet werden, folgen wir dem Dichter in sein Arbeitszimmer. Es ist ein gar lauschiges, heimliches Plätzchen. Epheu und wilder Wein rankt um die Fenster und bis ins Zimmer. Ein einfacher, großer Schreibtisch, eins von den Möbeln, denen man ansieht, daß sie zur Arbeit, nicht zum Zierrath da sind, steht vor dem Fenster.

Auf dem Tische liegen und stehen neben den Schreibutensilien eine Menge von Quelquechoserien; es scheint, als wenn der Dichter Freude daran fände, hin und wieder den Blick auf schönen Formen und anmuthigen Linien ausruhen zu lassen.

An den Wänden hängen zahlreiche Erinnerungen, die Hackländer von seinen weiten Reisen mit heimgebracht, Waffen, Tschibuks u. s. w., Trophäen, die das Auge jedes Mannes erfreuen müssen.

Aus jedem Fenster geht nun der Blick durch die grünen fliegenden Ranken über den tiefblauen See, aus jedem Fenster sieht man ein Stück der lieblichsten Landschaft, die Gott erschaffen. Wie muß es sich herrlich träumen und arbeiten in diesem Zimmer!

Aber die Hausfrau ruft und der Caffee wird unter fröhlichen Gesprächen eingenommen. Frau Hackländer erzählt uns mit unwiderstehlichem Humor alle die kleinen reizenden Abenteuer ihrer Ansiedlung im fremden Land, Abenteuer, die der anheimelnde schwäbische Dialect, in dem sie vorgetragen werden, noch naiver erscheinen läßt. So Manches trat im rauheren Baierland der Tochter Schwabens fremdartig gegenüber, das erst überwunden werden mußte. Anders ist das Leben zwischen Stuttgarts rebentragenden Bergen, anders unter den buchen- und tannenbewachsenen Hügeln des Starnberger Sees.

Dann wurde das große Fremdenbuch herbeigeholt und wir schrieben bescheiden den dunkeln, unbekannten Namen unter die von berühmten, weltbekannten Herren in Kunst und Wissenschaft, die zumeist sich nicht damit begnügt, nur den bloßen Namenszug zu schreiben, sondern gern ein oder den andern sinnigen Vers und Gedanken dazu setzten, wie auch mitunter herrliche Zeichnungen das schöne Buch zieren.

Dann griff man wieder zu Hut und Stock, und nun wurden die Anlagen besehen — Hackländers größter Stolz. Der ehemalige Gartendirector hat, wie in Stuttgart im Großen, so hier im Kleinen sein bedeutendes Talent für Landschaftsgärtnerei eminent bewiesen. Man denke sich einen ziemlich steilen, spärlich mit Baumgruppen bewachsenen, breiten, durch und durch sumpfigen Hügelrücken. Das war das Material, das bearbeitet werden mußte. Zuerst galt es, den tückischen Sumpf zu überwinden. Es wurde oben am Berge ein großes Becken

gegraben, in welches alle Quellen hinein geleitet wurden; so etablirte man einen kleinen See und entsumpfte den ganzen Berg. Dann schlängelten sich bald breite, schöne, kiesbestreute Wege den Berg hinauf durch üppig-grüne Wiesen, wo sonst kein Fuß hätte gehen können, wurde gelichtet, Fernsichten wurden durchgehauen, stille, lauschige Plätze angelegt. Es war eine wahre Freude, zu sehen, wie der berühmte Schriftsteller an diesen seinen Lieblingsschöpfungen hing. Immer flott voran, die dampfende Cigarre im Munde, zeigte er uns Alles, was in so kurzer Zeit geschehen und angeordnet, erklärte uns zugleich, was noch nicht vollendet und was erst später unternommen werden konnte.

„Haben Sie nun nicht manchmal noch Sehnsucht nach Ihrem früheren Haidehaus, Herr Hofrath? Es soll ja so wunderschön gewesen sein, wenigstens habe ich die begeisterte Schilderung in Reisewitz „Contouren“ mit größtem Interesse gelesen.“

„Es war freilich schön dort,“ sagte Hackländer nachdenkend. „Der Blick auf das weite, schöne Thal, auf unsere Weinberge — wenn ich die Augen schließe, sehe ich Alles noch deutlich vor mir. Aber hier ist's nicht minder schön, und das Wasser, diesen geheimnißvollen süßen Zauber der herrlichen Flut, die Tag und Nacht an unsere Gestade rauscht, den hatten wir dort nicht. Sehen Sie doch hinaus; kann es irgendwo schöner sein als hier?“ Er hatte Recht, der Dichter, der so weit gereist war und so viel Schönes gesehen. Wie zu unsern Füßen lag die weite Fläche des Sees: ein riesiger, tiefblauer Spiegel, dessen Farbe den Himmel beschämte, dehnte er sich schier unermeßlich vor unsern Blicken. Gegenüber stiegen die Berge an, auf denen das ob seiner Aussicht weit berühmte Dorf Feldaffing behaglich liegt, rechts von uns leuchten das

weiße Schloß der Starenberger und die netten Villen aus dem Grün ihrer Gärten und Parks. Gerade vor uns schwamm die Roseninsel in den blauen Fluten wie ein riesiger Strauß, aus dessen dichtem Grün das Dach der königlichen Villa hervorlugte. Drüber hinaus wurde die Unendlichkeit des Sees, der erst hier anfängt sich in seiner ganzen Machtfülle zu dehnen, von den Riesenmauern des Wettersteins abgeschlossen, die in dem furchtbaren Absturz der Zugspitze, deren eisbedeckte Zinnen sich über 10.000 Fuß als höchster Berg des baierischen Hochlands erheben, so charakteristisch abfallen. Rechts davon schimmerten noch in dämmernden Linien die Riesen des Allgäu's, vor ihnen die runde Kuppe des hohen Peissenberg's, des sogenannten baierischen Rigi. Links lösen sich vom Wetterstein die langen Linien der Benediktenwand, die furchtbaren Schroffen des Karwendels, während die schön gezeichneten Formen des Heimgarten und Herzogenstand wie zwei vorgeschobene Posten ganz deutlich die großen Thäler andeuten, in deren Tiefen die Wasser des Kochel- und Walchensee's eingebettet liegen. Ueber alles das, über alle diese Wunder von Wald, Wasser und Gebirge spannt sich ein reiner, klarer Himmel aus, eine frische, herrliche, nervenreizende und nervenstärkende Luft, die Deine Brust mit Wonne trinkt, flutet um Dich herum — es ist freilich schön, wunderbar schön. Lange standen wir so da im Anschauen versunken, da führte uns der Dichter zu einem kleinen Pförtchen, durch welches wir in den Wald traten. „Ich will Ihnen noch ein Bild zeigen," sagte er. Wir schritten mehrere Minuten unter dem herrlichsten Laubdach einher, das sich so dicht über uns wölbte, daß die Sonnenstrahlen nur hin und wieder durchbrechen konnten und Alles sich in einem sanften, grünen Lichte zeigte.

Wir traten auf eine Lichtung heraus, jenseits lag mitten

im grünen Wald eine kleine Capelle, schmucklos und roh zusammengefügt, aber ein Bild, das jeden Maler, jeden Dichter entzücken mußte.

„Das ist eins meiner Lieblingsplätzchen", sagte Hackländer. „Sie können sich aber jetzt keinen Begriff machen, wie das Bild wirkt, wenn die Scene belebt ist. Jeden Sonntag, oft auch an andern Tagen hört die Königin von Neapel hier ihre Messe. Dann müssen Sie sehen und mitbeten. Hier rund herum, wo wir stehen, liegen die Andächtigen aller Stände auf den Knien. Dann hat die Sonne ihre schönsten Lichter, um die Scene zu vergolden und Alles in den Schimmer der Verklärung zu tauchen."

Wie wir von der Capelle herunterstiegen, um auf die Straße an den See zu gelangen, hörten wir rasches Pferdegetrappel. Auf herrlichem Renner jagte im schärfsten Trab eine hohe, schlanke Gestalt vorbei. So kurz der Moment war, so erkannten und grüßten wir doch Alle den kühnen Reiter, dessen großes, herrliches Auge einen Moment auf uns ruhte und der freundlich unserm Gruß dankte. Es war unser König Ludwig der Zweite von Baiern.

„Es ist fabelhaft, wie er reitet. Alle Tage um diese Zeit kommt er zurück, vor zwei Stunden ist er ausgeritten. Mittlerweile ist er aber fast um den See herum. Er reitet immer bis Seeshaupt und Bernried herauf."

„Und immer so ganz allein?"

„Nur mit einem einzigen Reitknecht, den er aber gewöhnlich weit hinter sich läßt."

Richtig galoppirte jetzt, wie ein Sturmwind, der Reitknecht in der königlichen Livree vorbei, der Herrscher selbst war wie immer im einfachen, schwarzen Civilanzug, ohne irgend welche Abzeichen seines hohen Ranges. Wir waren wieder bei der

Villa Hackländer angelangt und mußten jetzt daran denken, Abschied von den liebenswürdigen Damen des Hauses zu nehmen, denn das Dampfschiff zeigte sich schon oben im See und mußte in wenigen Minuten da sein. Die freundlichsten Einladungen dieser glücklichen, liebenswürdigen Menschen begleiteten uns beim Scheiden.

Der Dampfer brachte zahlreiche Münchner aus den obern Gegenden des Sees mit, die Alle wie wir, den letzten Zug nach München benutzen wollten.

Am Ufer wurde mittlerweile ein elegantes Ruderboot fertig gemacht, das von drei Damen bestiegen wurde und sich sofort nach Possenhofen hinüber in Bewegung setzte. Auf dem Dampfer grüßte Alles. „Die Königin von Neapel," ging es von Mund zu Mund. Das also war die Heldin von Gaëta, die viel bewunderte, ob ihres harten Geschickes vielbeklagte Königin, die an der Seite eines ungeliebten, kranken Gemals ihr stolzes Königreich zusammenbrechen sehen mußte. Wie sich die Gedanken von dem Anblick dieser Königin fortspannen! Und wie ernst diese Gedanken waren! Ein kleiner Dampfer schoß später, ziemlich entfernt, hastig an uns vorüber. „Der Königs-Dampfer," sagte man ringsum und Aller Blicke richteten sich hinüber auf das kleine Schiff, das so hastig dahinglitt und auf dessen Verdeck man die schlanke Figur eines einzigen Mannes sah, die sich scharf abzeichnete. Es war der König, der auf seinem Dampfer „Tristan" auf die Roseninsel in seine liebliche Einsiedelei fuhr; allein, immer allein.

Armer König, so jung, so schön, so geistvoll und allein, immer allein! — — —

Die Abendsonne vergoldete das ganze Ufer, das wir verlassen hatten. Wie ein goldenes Meer wogte ein lichter Glanz über den Baumwipfeln. Sämmtliche Fenster des Schlosses

Berg strahlten im glühenden Licht, das sogar die Steine durchglühte, und das vielthürmige Schloß wie aus einem durchscheinenden rothen Krystall gebaut erscheinen ließ. Nur wenige Minuten dauerte das herrliche Schauspiel; wie wir nach Starnberg kamen, war die Sonne schon untergegangen und die kälteren Tinten der Nacht senkten sich auf die Ufer des schönen Sees.

Glücklich und beneidenswerth Diejenigen, welchen ein günstiges Schicksal vergönnt, in diesem Paradiese längere Zeit zu weilen!

Adolf Sonnenthal's Anfänge.

„Nein, nein, sagen Sie mir ganz aufrichtig, wie mein Fiesco Ihnen gefallen? Sie haben doch früher, wie wir uns nicht kannten, kein Blatt vor den Mund genommen, weshalb wollen Sie jetzt aus Ihrem Herzen eine Mördergrube machen? Ueberdies wissen Sie ja nur zu gut, daß ich jede, auch die herbste Kritik ertragen kann, wenn die Quelle, aus der sie fließt, eine anständige und reine ist."

„Wenn Sie also wirklich rund heraus meine Meinung hören wollen," sagte ich zu Sonnenthal, mit dem ich eine Spazierfahrt zu der Bavaria machte, „so warten Sie noch einen Augenblick, bis wir von diesem verfluchten Pflaster weg sind, man versteht ja sein eigen Wort nicht, so rasselt der Wagen."

Als wir dann auf dem Macadam ruhig dahinrollten, sagte ich weiter: „Sie wissen recht gut, verehrtester Freund, daß Ihr Fiesco das ist, was man in der Kritik mit Fug und Recht eine brillante Leistung nennen würde. Ich habe mich derselben innig gefreut und bewundernd unten gesessen. Dennoch werden Sie selbst mir recht geben, daß in diesem Genre, wenn es erlaubt ist Schiller'sche Helden Genre zu nennen, Ihre Stärke nicht liegt."

„Und wo läge denn die?“ fragte er, eine große Rauchwolke entsendend und die Asche von seiner Cigarre streifend.

„Im Frack, nicht im Costüme; im Lustspiel, nicht in der Tragödie,“ sagte ich eifrig.

„Ja, ja,“ meinte er gutmüthig, „Sie können Recht haben, um so mehr, da Sie mit Ihrer Behauptung nicht allein stehen, ich habe mir das mündlich und gedruckt schon oft sagen lassen müssen und dennoch zeigen Sie mir einen Menschen, der sich selbst soweit kennt, daß er gerade da seine Stärke sucht, wo sie wirklich ist, zeigen Sie mir einen, der seine Mittel ganz und voll auszunutzen versteht, weil er sich derselben in ihrem ganzen Umfange bewußt ist. Sie werden Niemanden finden. Dagegen sehen wir sie Alle herumlaufen mit falschen Ansichten und Ideen von sich selbst, immer ihr Glück, ihr Vollgenügen da suchend, wo es ganz gewiß nicht ist, ihre besten Kräfte an Aufgaben verschwendend, die ihnen stets mißlingen müssen, weil sie vollständig außerhalb ihrer Mittel liegen. Ach es ist eine verdrehte Welt, weil wir Alle verdrehte Menschen sind.“ Dabei warf er unmuthig die Cigarre fort.

„Ich habe Sie nicht verstimmen wollen,“ sagte ich begütigend.

„Das weiß ich, lieber Freund,“ erwiderte er lebhaft und drückte mir die Hand. „Aber ich selbst bin ein Narr, ich fühle, wie Recht Sie haben und es schmerzt mich daher, daß es so ist. Gerade, Rollen wie Fiesco spiele ich gern und grade von Ihnen, der Sie mir als Anfänger so feindlich gegenüber standen, hätte es mich doppelt gefreut, wenn ich Sie mit sammt Ihrer kritischen Ueberzeugung, oder wie Sie's sonst nennen, im Sturm erobert hätte.“

„Bitte das haben Sie auch. Ihr Graf Waldemar wird mir unvergeßlich bleiben. Glauben Sie mir, für dieses Genre

der Salonhelden sind Sie im eigentlichsten Sinne des Wortes geboren."

„Nein, nein, meine eigentlichste Bestimmung habe ich doch verfehlt," sagte er lächelnd.

„Und die wäre?"

„Das Fach der Bekleidungskunst; das Schicksal hatte mich eigentlich zum Schneider bestimmt; schade darum, wer weiß, welche reformatorischen Umwälzungen ich da vielleicht hervorgebracht hätte, aber — es hat nicht sein sollen."

„Das möchte ich doch aus Ihrem eigenen Munde hören."

„Später, lieber Freund, später. Ich denke, wir werden hier herum doch irgendwo eine Tasse Caffee bekommen können, da erzählt sich's besser und das Märchen meines Lebens ist ziemlich lang. Jetzt wollen wir vorerst mal der größten Jungfrau Ihres Landes einen Besuch abstatten. Erlaubt denn die Dame das Rauchen?"

„Ohne Sorgen, die ist feuerfest und brennt nicht an," lachte der Aufseher und gab uns das Licht, um die ersten finstern Treppen des Piedestals zu erleuchten.

„Sind Leute oben?" fragte ich. Der Mann schien aber meine Frage überhört zu haben und kehrte wieder zu einem eifrigen Gespräch mit einem Gensdarmen zurück, das unsere Ankunft unterbrochen hatte. So kamen wir über das Piedestal hinauf in den eigentlichen Rumpf des Colosses, der sich vollkommen hohl, eine unförmliche, gigantische Masse, seltsam aufbaut. Hat sich das Auge erst an das eigenthümliche, hier stets herrschende Dämmerlicht gewöhnt, so folgt es mit Wohlgefallen der schlanken, eisernen Wendeltreppe, die elegant und leicht, das einzige formvolle in diesem formlosen Raum hinaufsteigt. Nach und nach unterscheidet man seltsame Höhlungen und Streifen in der ungeheuren Metallmasse, es sind die Falten des

Gewandes der Bavaria, die von Außen so malerisch herabfallen. Unsere Tritte auf der Treppe wecken ein seltsam grollendes Echo, das von allen Seiten unwillig murmelt. Auf einmal erschallt aber eine menschliche Stimme, die von oben ängstlich herabruft: „Kommen Sie nicht da unten, warten Sie!“

Da dieser kategorische Befehl augenscheinlich von einer fremdartig accentuirten Damenstimme herrührt, so bleiben wir erwartungsvoll stehen und schauen nach oben. Und siehe da, es rauscht wie seidene Gewänder und es erscheinen über uns zwei allerliebste Füßchen in eleganter Chaussure und über denselben die dazu gehörigen reizend modellirten Beine, eine Aussicht seltsam fesselnder Art, die sich leider da, wo sie sehr interessant zu werden beginnt, in dunkler Nacht verliert. Und über diesen reizenden schönen Füßchen erscheinen zwei Windungen der Treppe höher noch zwei eben solche, wo möglich noch hübscher, noch netter chaussirt, noch koketter als die ersten.

Da auf der engen Treppe ein Vorbeipassiren von Auf- und Absteigenden wohl zwischen Herren, schwerlich aber zwischen Damen und Herren möglich war, man hätte denn die Damen geradezu umarmen und so an ihnen vorbeivoltigiren müssen, so blieb uns nichts anderes übrig, als die Treppe hinabzusteigen. Unsere Mühe wurde aber reichlich belohnt, denn das schöne Schauspiel rückte langsam näher und näher, und je weiter es vorrückte, je mehr erweiterte sich unser Gesichtskreis. Endlich passirten die Damen, dem Aeußern nach zwei sehr elegante und schöne junge Engländerinnen — sie sprachen wenigstens englisch — an uns vorüber, unsere dankbaren und achtungsvollen Grüße kaum erwidernd; jedenfalls waren sie zu vornehm dazu. Wer sie aber auch sein mögen, sie haben uns ein schönes Schauspiel bereitet, das wir in dieser Ausdehnung noch nie zuvor genossen.

Lachend über den glücklichen Zufall stiegen wir hinauf, genossen die herrliche Aussicht und stiegen wieder hinunter, um dann auf der Schießstatt, einem bekannten Münchner Vergnügungsplatz, unsern Caffee einzunehmen.

Es war ein schöner Sommertag und die berühmte Alpenaussicht, die sich bei günstigem Wetter von allen Anhöhen um München zeigt, in einer Weise deutlich und klar, wie ich sie noch selten gesehen.

„Wie mich diese Berge an unser schönes Graz erinnern!" sagte Sonnenthal träumerisch. „Auch Sie, lieber Freund, haben sich ein lebendiges Andenken an die schöne, schöne Stadt bewahrt."

„Wir waren damals zwölf Jahre jünger, lieber Freund; daß ich mein Jugendparadies nicht vergessen habe, ist leicht begreiflich. Daß aber Sie, der vielgefeierte Künstler, der überall mit offenen Armen aufgenommen worden, gerade nach Graz so gerne zurück denken, überrascht mich um so mehr, als Ihnen in dem Paradiese manche Schlange lauerte, zu denen ich ja auch mit gehörte."

„Es ist eigentlich komisch," sagte Sonnenthal, „daß wir uns später doch noch so gut vertragen haben, wo wir uns doch zuerst wahrhaftig nicht freundschaftlich einander gegenüberstanden. Wie kam das eigentlich, was hatten Sie doch gegen mich? Daß ich noch Anfänger war damals, das weiß ich ja selbst, aber, ohne mir zu schmeicheln, war ich doch ein talentvoller Anfänger; wenigstens behauptete das Holtei, unser guter, alter Holtei, wie oft und Andere mit ihm."

„Sie haben's mit mir durch eine Flasche Wein verdorben und überdies hatte mich Löser gegen Sie aufgehetzt."

„Löser? wie ist mir doch der Name erinnerlich! Ganz richtig, ein Löser war damals Theater-Referent der „Grazer

Zeitung," er hatte eine specielle Malice auf mich und seine Kritiken, die so unerbittlich alle meine Fehler geißelten, und so spärlich im Anerkennen waren, haben mir manche schwere Stunde gemacht und mich wirklich dazu gebracht, daß ich das Königsberger Engagement annahm, und so den ersten Schritt zu meiner nachmaligen schnellen Carriere that. Warten Sie, ich habe jetzt das Bild von Löser vor Augen, ein kränklich aussehender blonder Mensch, mit sehr markirten Zügen; er war damals recht krank, und damit wurde oft seine Bissigkeit entschuldigt. Uebrigens war er eine geistvolle, treffliche Feder, das muß man ihm lassen. Was ist aus ihm geworden?"

„Er hatte damals schon die Schwindsucht im letzten Stadium und ist bald, nachdem Sie von Graz fortgingen, gestorben; ich übernahm hierauf sein Theater-Referat für die „Grazer Zeitung."

„Also todt? Friede seiner Asche! Wie kamen Sie aber dazu, seinen Groll gegen mich zu erben, und was ist das für eine verhängnißvolle Weinflasche, von der Sie vorhin sprachen?"

„Löser hatte mir viel von Ihnen erzählt, und Sie mir ganz speciell als ein Kind des Glückes dargestellt, als einen verzogenen Liebling der Fortuna, der des Corrigirens der Presse sehr bedürftig sei, damit ihm die Bäume nicht in den Himmel wächsen."

„Ich, ein Glückskind, und damals!" seufzte Sonnenthal.

„Nun lernte ich Sie selbst kennen," fuhr ich fort. „Erinnern Sie sich, es war in der „Pastete." Sie kamen, wenn ich nicht irre, so eben von ihrem glänzenden Gastspiele an der Burg, mit Ihrem Engagement in der Tasche, strahlend, froh und glücklich. Was weiß ich, was man damals Alles sagte, wie dieses Engagement zu Stande gekommen — genug, der blasse Neid der theuren Collegen, mit denen der blutige Anfänger in Graz

noch gespielt, konnte es nicht ertragen, jetzt schon denselben Mann nach so kurzer Frist als Hofburg-Schauspieler zu sehen. Wie ich nun Mittags eintrete und mich an den altgewohnten Tisch gesetzt hatte, kamen Sie mit unserm beiderseitigen Freund Darnaut, der uns miteinander bekannt machte. Sie können denken, mit welchem Interesse ich Sie — den Mann, von dem mir so Viel und so Verschiedenes erzählt worden war, — betrachtete. Wir tranken eine Flasche Wein zusammen und Sie zahlten den Wein und das ärgerte mich schändlich und zwar um so mehr, als ich eigentlich schon vollständig von Ihrer Persönlichkeit eingenommen war. — Wie kömmt der Mann dazu, dir den Wein zu zahlen? — dachte ich mir — sollte dieser gescheite, liebenswürdige Mensch, der auf dich einen so sehr angenehmen Eindruck gemacht hat, wirklich so niedrig von dir denken, daß er glaubt, diese Flasche Wein bestimme dein Urtheil?!"

„Pfui," sagte Sonnenthal ruhig.

„Sie haben leicht pfui sagen," fuhr ich fort, „mich hat diese infame Flasche schändlich verstimmt, denn Sie schlugen mir ja die Revanche unter dem Vorwand, Kopfweh zu haben, rundweg ab. Und unter der directen Einwirkung dieser Verstimmung schrieb ich damals jene drei Besprechungen über Ihr Gastspiel, über die wir nachher die von Ihnen so männlich und frei geforderte Erklärung und Aussprache mit einander hatten."

„Und die zu gegenseitiger aufrichtiger Freundschaft führte," sagte Sonnenthal, und gab mir die Hand über den Tisch hinüber.

„Das war die Grazer Geschichte," schloß ich; „jetzt wollten Sie mir aber erzählen, wir wurden vorhin durch die Besteigung der Bavaria unterbrochen."

„Ja so, die Schneider-Geschichte" sagte Sonnenthal, behaglich sich zurücklehnend.

„Wissen Sie denn eigentlich, daß ich ein Jude bin?“ fragte er plötzlich abgebrochen, mich fest ansehend.

„Ich höre aus Ihrem Munde das erste Wort davon,“ antwortete ich. „Uebrigens ist mir das im Ganzen sehr gleichgiltig, vorausgesetzt, daß Sie nicht orthodox sind und meine Frau uns etwa Speisen vorsetzt, die sich mit den strengen Vorschriften des Talmud nicht vertragen.“

„Wir werden so ziemlich in einem Alter sein,“ fuhr er fort, „ich bin 1832 in Pest geboren, meine Eltern waren brave Leute und thaten nach ihren Kräften für meine Erziehung, was sie konnten. Daß ich den bei allen Schauspielern bekannten Hang zum Theater in frühester Jugendzeit, der in keiner anständigen Künstler-Biographie fehlen darf, wirklich und zwar im höchsten Grade empfunden habe, mag Ihnen eine Erinnerung aus meiner Kindheit beweisen, die mir für immer unvergeßlich sein und bleiben wird. Ich hatte mir nämlich einen, von Schulbuben oft practicirten Kniff, meine Theaterlust zu befriedigen, angeeignet, der einfach darin bestand, daß ich mich möglichst vorn an unter die Leute stellte, die jeden Abend auf das Oeffnen der Casse warteten, um möglichst gute Plätze zu erhalten. Der Haufe dieser eifrigen Theaterfreunde, denen die Stunde des Wartens bis zum Anfang des Stückes und die Drängerei vorher kein Opfer ist, wächst jeden Abend kurz vor Oeffnung der Thüren bedeutend an. Werden die Thore nun aufgemacht, so entsteht ein furchtbares Gedränge, Jeder will zuerst an die Cassa und da kann ein kleiner, gewandter Kerl schon hin und wieder durchschlüpfen. Ich war aber durch mehrmaligen Erfolg so übermüthig geworden, daß ich das Manöver jeden Abend ausführte und natürlich dann auch bald erwischt wurde. Nun spielte man an diesem gesegneten Abend „Käthchen von Heilbronn,“ das Vorspiel war eben vorüber, als man mich

hinter die Coulissen schleppte. Drückte nun schon das Gefühl meiner Schuld schwer auf mich, so können Sie sich denken, welchen Eindruck erst die ganze heilige Behme hinter den Coulissen, die schwarz vermummten Männer mit ihren fürchterlichen Larven auf den armen kleinen Sünder machten. Alle Schrecken der Todesfurcht kamen über mich, verwandelten sich aber in grenzenlose Freude, als der wohlwollende Regisseur, der ein langes Examen mit mir anstellte und volles Geständniß sowohl meiner Schuld, wie meiner Leidenschaft von mir herauspreßte, mir unter der Bedingung, daß ich hin und wieder als Statist mitzuwirken habe, den vollständig freien Eintritt anbot. Daß natürlich meine guten Eltern von meinen ersten künstlerischen Versuchen nichts wissen durften, versteht sich von selbst, war ihnen das Theater doch nicht nur ein vollständig fremder, sondern sogar feindlicher Begriff. Dennoch statirte ich weiter darauf los und so kamen die bösen Jahre 1848 und 1849 heran und gingen vorüber, und meine Eltern hatten, wie so Viele damals in Ungarn Alles verloren! Für mich galt es unter diesen traurigen Umständen einen Beruf zu finden, der mich so schnell als möglich selbst zu nähren im Stande war. Ein alter Freund meines Vaters erbot sich, mich in seine Werkstatt aufzunehmen und so wurde ich ein Schneider. Ja liebster Freund, ein Schneider und ein tüchtiger noch dazu. Schon nach zwei Jahren konnte ich stolz mein Gesellenstück — ein schwarzseidenes Gilet — abliefern. Die Zunft fand es vorzüglich und ich wurde in bester Form losgesprochen und war nun Schneidergeselle, wie man allgemein sagt, „Schneidergehülfe,“ wie wir uns selbst nannten.

Am 16. October 1850 — es ist mir noch wie heute — bekam ich mein Wanderbuch und wenige Minuten später war ich schon auf dem Dampfer nach Wien, um dort Arbeit zu

suchen. So sagte ich damals und redete mir auch selbst ein, es sei so, im Grunde meines Herzens aber hegte ich ganz andere Hoffnungen — freilich damals noch tief, tief verborgen. Am ersten Abend in Wien war ich natürlich schon auf der obersten Gallerie des Hofburgtheaters und sah den „Erbförster“ von Otto Ludwig mit Dawison. Den Eindruck, den ich damals von Dawison's gewaltigem Spiel empfing, kann ich Ihnen nicht schildern. Es ging eine förmliche Revolution in mir vor, Alles wurde lebendig in mir, das Blut raste und tobte in meinen Adern, als wollte es sie sprengen, ebenso wirbelten mir die tollsten Gedanken durch's Hirn. Lange lief ich nach dem Theater noch herum, um Ruhe zu finden, aber es war mir immer, als ob Jemand neben mir ginge und mir in's Ohr schrie: Dawison oder keiner wird dir helfen! Am andern Morgen war ich in aller Früh schon in seiner Wohnung — ich glaube er konnte noch gar nicht einmal aufgestanden sein; ich habe aber seine Morgenruhe nicht gestört, denn, vor seiner Thüre angekommen, entfiel mir aller Muth, und ich ging, meine Zaghaftigkeit verfluchend, wieder fort.

Zu Hause setzte ich einen langen Brief an Dawison auf, ich sagte ihm Alles, was mir auf dem Herzen lag, und bat „um wenige Worte unter vier Augen,“ dann lief ich fort — Sie sehen, die kleinsten Umstände sind mir treu geblieben — um Siegellack und ein Couvert zu kaufen, um den Brief anständig fort zu schicken. Der Kaufmann empfahl mir blaues Siegellack, als das feinste und modernste, und so wurde der Brief, mit einem feierlichen blauen Siegel versehen an Dawison abgeschickt.

Zwei Tage nachher stand ich zitternd wieder vor der verfluchten Thüre, diesmal trat ich ein, denn ich war bestellt worden.

Dawison war gütig und freundlich, mit einem leisen Beigeschmack von Ironie, die vielleicht dem Schneidergesellen, den ich ihm natürlich nicht verschwiegen hatte, galt. Er ging gleich auf des Pudels Kern und forderte mich auf, Etwas zu sprechen. Kennen Sie Schillers „Räuber?"

„Ich kann jede Rolle darin auswendig!"

„Nun gut, so nehmen wir einmal den Monolog Carl's: „Menschen, Menschen —"

Ich fing an und declamirte so gut ich konnte. Ich war nicht schüchtern, noch verlegen, da ich wußte, daß sich vielleicht mein ganzes Schicksal in diesen wenigen Minuten zusammendränge.

„Nicht schlecht," meinte Dawison, „aber zu ruhig, mehr Feuer!"

Nun helfe, was helfen kann, ich ging gehörig in's Zeug, und als ich am Schluß mich in einen Sessel warf und dieser unter der Wucht meines Gewichtes — und doch, wie so schön mager war ich damals noch! — zusammenknackte, da meinte Dawison, so sei es recht gewesen, wenn ich auch nicht gerade jedes Mal einen Stuhl zusammenbrechen müsse.

Was soll ich weiter sagen!? Dawison, dem ich ewig zu Dank verpflichtet bin, gab dem armen Schneidergesellen, der ihm nichts bieten konnte, als seine innigste Verehrung, zwei Monate hindurch Unterricht, dann empfahl er mich der guten Frau Bender.

Unterricht hatte ich nun zwar, wie ich ihn besser nicht wünschen konnte, aber der Mensch muß auch essen, und die größte Begeisterung unterliegt auf die Dauer im Kampf mit einem leeren Magen. Daß mir die „Profession" ein Gräuel war, können Sie sich leicht denken, ich versuchte es mit Unterrichtgeben. Half sich doch so mancher arme Student durch,

warum sollte ich nicht auch durchkommen. Aber der Wunsch und Wille war gut, das Vollbringen wäre auch leicht gewesen, denn, Gott sei Dank! hatte der Schneidergeselle auch außer seinem Handwerk etwas gelernt, aber die Lectionen wollten nicht kommen.

Damals, lieber Freund, habe ich schwere Kämpfe mit Noth und Elend gehabt und wie oft empfunden, wie weh der Hunger thut. Aber auch das ging vorüber, ein Landsmann von mir, der plötzlich in seine Heimat zurückberufen wurde, übergab mir seine Lectionen in einem adeligen Hause, und aus einer Lection wurden mehrere, ich brauchte nicht mehr zu hungern.

So kam der große Moment näher, wo mich Dawison unserem allmächtigen Laube vorstellte. Der Gang wurde mir fast noch schwerer, als der zu Dawison. Ich mußte den Mortimer spielen und Laube war zufrieden mit mir, so zufrieden, daß er mir versprach, er wolle mich im Auge behalten. Das war schon viel erreicht, denn Laube ist ein Mann von Wort und kennt keine Phrasen und macht nur Versprechungen, wo er sie auch wirklich zu halten gedenkt. Ueberdies erlaubte er mir so lange in der Burg zu statiren, bis ich ein Engagement habe. Dies bekam ich nun schon nach drei Wochen, und zwar nach Temesvar mit dreißig Gulden monatlich. Wer war glücklicher als ich, nur drückte mich noch eins, meine Eltern wußten noch nicht, daß aus dem Schneider ein Schauspieler geworden und wieder war es Dawison, der durch einen freundlichen Brief auch diese Angelegenheit vermittelte, und durch sein vielgewichtiges Zeugniß alle Zweifel über meinen wirklichen Beruf zur Kunst niederschlug.

Am 30. October 1851 trat ich zum erstenmal als Hauptmann Phöbus im „Glöckner von Notre-Dame" auf — jetzt war ich wirklich Schauspieler.

Es war aber dafür gesorgt, daß mir die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Mein Director meinte, ich sei keine dreißig Gulden monatlich werth, und taxirte meine Kunstleistungen nur auf zwanzig Gulden. Bei meinen bescheidenen Ansprüchen im Leben kam ich auch damit aus, aber es wurmte mich doch entsetzlich und zwar um so mehr, als ich einsah, daß der Mann vielleicht nicht so ganz Unrecht hatte, denn ich war damals wirklich ein böser Schauspieler. Ich gab mir doppelt Mühe und in Hermannstadt, wohin unsere Gesellschaft übersiedelte, gewann ich nach und nach die Gunst des Publicums und schwang mich wieder auf den dreißig Gulden Standpunct und sogar noch über diesen hinaus.

Am 3. Mai 1854 debütirte ich in Graz als Mortimer mit entschiedenem Erfolg und wurde sofort dort engagirt. Wie's mir dort ging wissen Sie ja selbst am besten. Der hauptsächliche Gewinn meines Grazer Aufenthaltes liegt in der Freundschaft Holtei's, die ich so glücklich war, mir zu erwerben. Er hat mir in seinem stillen Zimmer so Manches mündlich noch weit derber gesagt, was Löser mir coram publico gedruckt sagte, aber er hat mich auch getröstet und ermuthigt, wenn ich ganz verzagt war, er hat mich meine Mittel kennen und gebrauchen gelehrt. Ehre und Dank ihm allezeit. Nie werde ich vergessen, was er mir beim Abschied in's Album schrieb:

Der Eine zog voll Jugendhoffnung hin,
Der Andre schlich enttäuscht, ermüdet her,
„Ich habe es vom Herzen satt“ rief der.
Der Erste rief: „Wie lebensfroh ich bin!“
Sie haben an dem Kreuzweg sich begegnet,
Der Alte hat den Jungen still gesegnet.

„Der Segen ist wahr geworden“ sagte ich, als Sonnenthal schwieg.

„Sein Segen hat mich begleitet auf allen meinen Wegen“ fuhr Sonnenthal fort. „Ich habe der herrlichsten Anregungen so manche von ihm empfangen, möge jeder strebende Künstler einen väterlichen Freund finden, wie mir der Alte war. Aber er war es nicht allein, in Königsberg sah mich Marr als Kean, und dieser Abend entschied mein Loos für immer. Heinrich Marr, das Vorbild aller deutschen Schauspieler un d der erste aller Regisseure, der so manches Talent aus der Verborgenheit herausgezogen hat, hatte mir kein Wort über meinen Kean gesagt, und wir hatten auch sonst wenig mehr Verkehr als auf der Bühne. Aber er hatte am Morgen nach der Vorstellung an Laube geschrieben, und siehe da, urplötzlich kam eine Einladung von der artistischen Direction der Hofburg zu einem Gastspiel auf Engagement an der ersten deutschen Bühne. Jetzt erst gab mir Marr lachend des Räthsels Lösung.

Am 18. Mai 1856 betrat ich denn dieselben Bretter als Künstler, auf denen mir als Statist zu weilen früher schon das sehnlichste Ziel meiner Wünsche war. Ich gastirte zuerst wieder als Mortimer, das Publicum blieb kalt und ich verzweifelte nahezu an Gott und der Menschheit. Der zweite Abend brachte mein Debüt als Herzog in Hackländers „geheimer Agent“ — ich wurde viermal bei offener Scene gerufen und am andern Tage war ich bei der Burg auf drei Jahre engagirt.“

„Sie sehen, wie Recht ich hatte, wo Ihre Force liegt, vox populi, vox dei; nicht das Costüm — der Frack ist es, in hoc signo vinces!“ warf ich ein.

„Daß ich noch vor Ablauf der drei Jahre mein Decret als k. k. Hofburgschauspieler bekam, ist Ihnen ja bekannt, und so sitze ich nun da im Ganzen ein recht glücklicher Mensch, der zufrieden mit seinem Beruf, in demselben vollstes Genügen findet, mit seinen Collegen in schönster Eintracht lebt und

vom Publicum nicht ganz ungern gesehen wird,“ schloß der Künstler.

Wir stiegen dann in unseren Fiaker und fuhren heim, denn es war bald die Zeit, daß Sonnenthal sich anziehen mußte für die abendliche Vorstellung.

Als wir in sein Hotel kamen, fand er ein Päckchen vor, welches das Siegel des königlichen Cabinets trug. Seine Majestät schickte ihm mit einem sehr verbindlichen Schreiben des Cabinetschefs eine prachtvolle Brillantnadel für seinen Fiesco. Sein späteres Auftreten in München ließ unser ziemlich verwöhntes Publicum den Wiener Gast so lieb gewinnen, daß allen Ernstes behauptet wurde, Sonnenthal habe die glänzendsten Anerbietungen erhalten, wenn er sich für unsere Bühne gewinnen ließe. Was daran wahr ist, soll hier nicht untersucht werden, wer aber Sonnenthal und das Wiener Publicum kennt, der weiß recht gut, daß es unmöglich ist, die Stadt und das Publicum zu verlassen, welche den Künstler mit einer Liebe umfassen, wie sie eben nur in Wien möglich und einem Menschen wie Sonnenthal, der als Künstler und Charakter gleich trefflich und liebenswürdig ist, gegenüber, begreiflich ist.

Ein Besuch bei einem vielgenannten Dichter.

Geht man aus der Altstadt München die lange, sonnige Frauenhoferstraße hinaus über die Reichenbachbrücke, durch deren Joche die wilde Isar fort und fort ihre grünen Fluten wälzt, so kommt man in die Vorstadt Au, die ihren Charakter als Vorstadt in keiner Weise verleugnet, denn trotz der herrlichen Kirche, trotz der vielen großen Gebäude, die in neuester Zeit dort entstehen, ist man in der Au schon wie auf dem Lande.

Wir lassen die vielbewunderte Kirche links liegen, gehen am Zuchthause vorüber und ersteigen die Hügelkette, die unter dem Namen „Gasteig“ das jenseitige Isarufer beherrscht, und sind jetzt schon auf classischem Boden, denn unmittelbar neben uns liegt der Zacherl-Bräukeller, wo jeden Monat März die dem Münchner heilige Salvatorquelle fließt.

Unser Weg führt uns aber rechts ab und jetzt haben wir die Höhe des Gasteigs erreicht und ein wunderbares Panorama liegt zu unseren Füßen. Das weite Thalbecken, in dem München sich hingelagert, übersehen wir in seiner ganzen Ausdehnung, und vom Wasserthurm bei Thalkirchen bis ferne hin, wo die Ludwigsthürme her dämmern und von der Bavaria, deren Kranz in der hocherhobenen Hand sich scharf vom blauen Himmel abschneidet bis zu der Auer Kirche zu unseren Füßen,

übersehen wir die ganze Fläche und das auf ihr stehende Meer von Kirchen, Palästen und Häusern, das wir das moderne München nennen. Wahrlich ein schönes Panorama, aber noch übertroffen von dem, was sich uns bietet, wenn wir uns umkehren und nach Süden schauen. Da dehnen sich lange Strecken Feld, die endlich in einen ziemlich trostlosen Kiefernwald auslaufen, aber hinter diesem Kiefernwalde wächst urplötzlich in langer, unabsehbarer Kette das Gebirge freudig in den Himmel hinein. Zacke an Zacke, Berg an Berg in herrlichen scharf begrenzten, kühn gezogenen Formen und das alles so nahe, daß Du jedes Schneefeld, jede Schlucht und jede Wand deutlich unterscheiden kannst; — ein unvergleichlich herrliches Bild!

Wir dürfen aber nicht lange dabei weilen, denn nicht wegen dieses zauberisch schönen Panorama's sind wir da hinaufgestiegen, sondern wir wollen einen Dichter besuchen, der hier sich angesiedelt, einen Dichter, der durch seine Dramen, Romane und Novellen, welche durch „Ueber Land und Meer," „Gartenlaube" und „Roman-Zeitung" Tausenden werth und theuer ist und von dem sich Jeder wohl schon sein eigen Bild gemacht hat: Dr. Hermann Schmid.

Noch passiren wir den kleinen, schön gelegenen Kirchhof des Dorfes Giesing, dessen weißer Kirchthum ein Merkzeichen für die ganze Gegend ist, gehen durch einige Straßen des Dorfes und kommen endlich auf die große Tegernseerlandstraße hinaus, wo wir nur noch die Aufgabe haben die Nummer 18 zu suchen; denn nach langem, mühsamen Forschen unter den zahllosen Schmid's, mit denen München, wie jede große Stadt Deutschlands gesegnet ist, haben wir im Wohnungs-Anzeiger endlich die richtige Adresse gefunden: Dr. Hermann Schmid, pensionirter Stadtgerichts-Assessor, ehemaliger Director des Volkstheaters, Giesing, Tegernseerlandstraße Nr. 18.

Ein ganz mit Wein bewachsenes, wohlhäbiges Haus macht auf uns den Eindruck, als ob da wohl ein deutscher Dichter wohnen könne und richtig, es trägt die Nummer 18. Wir schellen an der Gartenpforte, ein hübsches Kind mit braunen Locken macht uns auf und sagt: „Papa ist im Garten."

Das ist nun ein seltsamer Garten, in den wir da eintreten. Beim Eingang vorne sehen wir auf einer erhöhten Felsenunterlage eine große, steinerne Tafel, die die Inschrift trägt: „Mein Eden, Gott und den Musen heilig." Es ist jener famose Stein, der unserm Dichter die Idee zu seinem berühmten Roman: „Mein Eden" gegeben und den er sich mit vieler Mühe erworben hat. Das sind nun keine Blumen- oder Gemüsebeete, wie in anderen wohlgezogenen Gärten, die uns aufnehmen, sondern verschlungene Pfade führen durch dichtes Buschwerk und Tannenholz zu einer großen Pergola, die wild verwachsen, nicht einen Sonnenstrahl mehr durchläßt und in ihrer ganzen Länge den Garten abgrenzt. In der Mitte öffnet sich der prachtvolle Laubgang und hier sitzt an einem runden, weißgedeckten Tisch unter einer schönen großen Linde, die ihre, gegenwärtig mit tausend Blüthen bedeckten Zweige, ein dichtes freundlichen Schatten spendendes Dach, ausbreitet, eine kleine Gesellschaft.

Kaum hat man uns da gesehen, so springt ein wohlbeleibter, nicht großer Herr auf, und eilt uns mit ausgestreckten Händen entgegen. Es ist Dr. Hermann Schmid, eine gedrungene, breite, wohlhäbige Gestalt, ein klares, schon von grauen Haaren umgebenes Gesicht, aus dem freundliche, dunkle Augen Dir entgegen schauen. Ein Lächeln verklärt dieses Gesicht und gibt ihm etwas unendlich Gewinnendes und Einnehmendes. Dabei ist im ganzen Wesen eine gewisse Körnigkeit und Derbheit ausgeprägt, gegen die das liebenswürdige, zuvorkommende Benehmen merkwürdig contrastirt.

Hinter ihm kommt ein junger Mann mit blassen, interessanten, etwas schwärmerischen Zügen, aus denen ein geistvolles Auge blitzt, ein intimer Freund des Dichters, ein Doctor der Theologie und Philosophie und ein Spender des göttlichen Wortes, nebenbei aber ein sehr unterrichteter, liebenswürdiger Mensch.

Die Dame am Caffeetisch ist die Frau des Dichters, eine durch Schönheit und Fülle der Erscheinung imponirende Frau, die es mit seltener Anmuth versteht, dem Dichter und den wenigen Freunden, die er bei sich sieht, ihre Häuslichkeit angenehm zu machen.

Von Allen freundlich bewillkommt, setzen wir uns nieder. Die würzige, frische Luft des Gartens, der wohlige, kühle Schatten erfreut und erquickt uns.

„Da Sie den weiten Weg bis zu uns heraus nicht gescheut haben, sollen Sie jetzt auch eine gute Tasse Caffee und ein Glas Wasser haben, wie's in ganz München kein Mensch trinkt, außer uns," tröstete die Frau Doctorin, als wir uns den Schweiß von der Stirne wischten.

„Der Caffee kommt, der Caffee kommt" jubelte die Kleine als Herold die Ankunft des Fräulein Rosalia verkündend, die jetzt mit dem Caffee erschien und uns freundlich begrüßte.

Fräulein Rosalia gehört zum Haushalte des Dichters und bildet kein unwichtiges Glied desselben. Sie ist eine langjährige Freundin der Familie und hat viel Trübes und Heiteres mit erlebt, und sich immerdar erprobt erzeigt. Sie nennt ihren dichtenden Freund, dessen Werke sie immer zuerst liest, denn manche sind ihr dictirt und von ihr niedergeschrieben, nie anders als „Herr Assessor", obwohl Schmid sehr wenig auf die Erinnerungen einer Zeit giebt, die für ihn die dornenvollste

war, und er gewöhnlich bei der Handhabe seines ehrlich gemachten Doctor utriusque juris angegriffen wird, seine sämmtlichen Werke hat sie in einem besonders schönen Einband in ihrem Zimmer als größten Schatz aufbewahrt, und als rüstige und thätige Geschäftsfrau besorgt sie fast alle geschäftlichen Angelegenheiten unseres Dichters. „Thun Sie's nur zu Fräulein Rosalie, Fräulein Rosalie wird Ihnen Aufschluß darüber geben, es liegt Antwort für Sie bei Fräulein Rosalie" u. s. w. Das hört Jeder, der mit Schmid irgendwie zu thun hat, die Dame ist nämlich zugleich Eigenthümerin eines renommirten Modegeschäftes in der Stadt, und da die Villa Schmid mindestens eine gute Stunde vom Mittelpuncte der Stadt entfernt liegt, so ist die Handlung des Fräulein eine wahre Poststation für alles, was Schmid'sche Angelegenheiten betrifft, und als vor zwei Jahren Dr. Hermann den Anfang vom „bairischen Hiesel" gar nicht abschicken wollte und der Verleger der „Gartenlaube" an mich telegraphirte, um zu erfahren, ob Schmid überhaupt noch lebe, da ging ich mit der Depesche zu Fräulein Rosalie und die zeigte mir einen Postschein, aus dem deutlich zu ersehen war, daß das Packet mit dem so sehnlichst erwarteten Manuscript am selben Tag in der Früh abgegangen war.

Bald vereinigte uns fröhliches Geplauder am runden Tisch und nachdem die delicaten Krapfen der Frau Doctorin verschwunden waren, dampften die Cigarren lustig darauf los.

„Es ist ein eigen Ding mit meiner Wüstenei," antwortete Schmid auf eine Bemerkung, über die sonderbare Einrichtung des Gartens, „kommt man zu ersten Mal hinein, so kann ich mir recht gut denken, daß es einem in diesem Garten sehr verwunderlich vorkommen muß. Kommt man aber öfter, so macht man sich bald mit der Wildniß vertraut und ist man nun gar d'rin zu Haus, wie ich, der fast jeden dieser Bäume

und Sträucher selbst gepflanzt hat, so läßt's einen schon gar nimmer los. Ich mag die Gärten nicht, die in regelmäßigen Beeten angelegt sind und wenn noch so viel auf den Beeten wächst, es sind immer unangenehme mathematische Figuren. An mir ist ein Pückler-Muskau verloren gegangen. Freund Keil und Janke zahlen zwar vortrefflich, aber zu Park-Einrichtungen langt's doch nicht, und da muß ich mich schon mit meinem Miniatur-Park begnügen. Es ist übrigens merkwürdig, wie gerade die Vögel meinen Geschmack in dieser Richtung theilen, in meinen Sträuchern und Bäumen wimmelt's von lauter lieben kleinen Kerlen, die hier ungestört ihr Wesen treiben und mir vom frühsten Morgen an ihre schönsten Lieder vorsingen."

„Er kennt jeden einzelnen Vogel, den er im Garten hat, persönlich", sagte die Frau des Dichters, „aber sie kennen ihn auch und wie gut." Jetzt wo fremde Gesichter da sind, scheuen sie sich, wenn wir aber allein sind, spazieren sie wohlgemuth auf dem Tisch herum und neulich war es hochkomisch, wie einer sich aus der Zuckerdose ein Stück gestohlen und welche Mühe der arme Kerl gehabt hat, um das kleine Stück Zucker fortzubringen."

„Aber stört Sie das fortwährende Vogelgezwitscher nicht bei Ihren Arbeiten?" fragte ich.

„Im Gegentheil. Sehen Sie, da drüben in dem kleinen Gartenhäuschen, am Eck der Pergola, habe ich meinem Stenographen die ersten Bände von Friedel und Oswald dictirt, im Sommer arbeit' ich immer da und nirgends leichter."

„Wie ist das, Sie dictiren einem Stenographen?"

„Ich habe den Versuch gemacht, bin aber wieder davon abgekommen. Ich hatte mir viel hin und her überlegt, wie ich mir die trostlose Arbeit des Niederschreibens dessen, was ich

fertig im Kopfe trage, ersparen könne. Einem gewöhnlichen Schreiber dictiren geht viel zu langsam, der Gedanke, der ja immer der eigenen Hand vorauseilt, läßt die fremde weit hinter sich zurück. So kam ich denn ganz natürlich auf den Stenographen. Aber es geht doch nicht. Es geht zu viel von der Eigenartigkeit des Styls schon beim Dictiren verloren, bei der Uebersetzung des Stenographen in die gewöhnliche Schrift aber noch mehr, und so muß ich denn wieder zur alten Methode zurückkehren."

„Und diese ist? wenn es nicht unbescheiden erscheint, darnach zu fragen."

„O nein, meine Handwerksgeheimnisse theile ich Ihnen recht gerne mit. Sehen Sie, da ist mein Notizbuch — er nahm aus seiner Brusttasche ein schmales, ziemlich starkes Buch — gehe ich nun spazieren und kommt mir eine Idee, so schreibe ich sie da hinein. Dann ist sie mir sicher und ruht gut. Nach einiger Zeit, kommt mir dieselbe Idee erweitert, ausgedehnter wieder. Dann schreibe ich sie wieder auf das Blatt. War also die erste Idee z. B., Hans und Grete lieben sich, aber der Alte will's nicht leiden, so schreibe ich beim zweitenmal hinzu: die Grete ist arm und der Alte hat ein reiches Mündel, die soll der Hans heiraten, aber das Mündel will auch nicht, die hat ganz was anders im Kopf. Hansel's Vater ist ein schlechter Kerl, u. s. w. u. s. w."

So nimmt die Geschichte mehr und mehr Fleisch und Blut an, bis sie sich endlich im Skelett ganz fest gestaltet, und dann dictire ich oder ich schreibe selbst nieder — und dann wird sie gedruckt," schloß der Dichter.

„Und brillant honorirt," fiel ich ein.

„Jetzt schon, aber das war auch nicht immer der Fall. Alle meine ersten Erzählungen, darunter die „Huberbäuerin,"

die erste Novelle, die die Gartenlaube von mir druckte und die mich eigentlich erst beim großen Publicum einführte, sind mir von mehreren Seiten zurückgeschickt worden und ich hatte längst alle Hoffnung verloren, jemals bekannt zu werden, trotz meines Fleißes, denn ich habe was Ehrliches zusammengeschrieben."

„Recapituliren wir doch einmal geschwind, was das alles ist," sagte ich.

„Dann müssen Sie sich schon an Fräulein Rosalie wenden" lachte Schmid, „die ist da besser orientirt, als ich."

„Da haben wir also zuerst den „Camoëns" „Trauerspiel in fünf Acten," begann ich.

„Aufgeführt auf der Münchner Hofbühne," ergänzte Fräulein Rosalie.

„Mein erstes Drama" fügte der Dichter hinzu.

„Dann kommt der „Bretislav," wieder ein Trauerspiel, und noch dazu ein böhmisches," sagte ich.

„Dann 1845 „Carl Stuart," fuhr Fräulein Rosalie fort.

„Mit dem ich glänzend durchgefallen bin," brummte der Dichter.

„Dafür schlug „Herzog Christoph, der Kämpfer" 1847 um so entschiedener durch," tröstete die Freundin.

„Dann kam 1849 noch „Straßburg, oder: eine deutsche Stadt" und damit wäre die erste Periode abgeschlossen. Dann habe ich acht Jahre lang kein Drama mehr aufführen lassen und bin erst 1857 mit meinem „Columbus" wieder hervorgetreten," sagte der Dichter. „September 1858 war das große 700jährige Jubiläum unserer guten alten Stadt, und da mußte ich das Festspiel dazu schreiben. „Fürst und Stadt" wurde so freundlich aufgenommen, daß es mir selbst leid that, daß der

schöne Stoff so eng an die Feier gebunden war und mit dieser als eine Gelegenheitsdichtung der Vergessenheit anheimfallen sollte. Deßhalb habe ich das Stück umgearbeitet, und neuerlich als „Münchner Kind'l“ im Volkstheater wieder gebracht. Sie waren ja selbst d'rin und haben's sich angesehen. Wie geht's nun weiter, Fräulein Rosalie?“

„1859 kam der „Thassilo.“ —“

„Richtig, bei der Preisausschreibung, bei der Heyse mit seinen „Sabinerinnen“ siegte,“ fiel ich ein.

„Der „Thassilo“ war unter den 19 vom Preisgerichte als die besten genannten Dramen,“ sagte Fräulein Rosalie stolz. 1861 kam dann „Maximilian.“

„Fiel auch durch,“ brummte der Dichter, dem die Erinnerung an dies Drama keine angenehme zu sein schien.

„Die Scharte — wenn's überhaupt eine ist, Herr Assessor, „haben Sie mit dem „Theuerdank“ 1863 glänzend wieder ausgewetzt.“

„Den habe ich voriges Jahr im Hoftheater gesehen — ein reizendes Lustspiel“ — fiel ich ein.

„Es ist eine Deiner besten Sachen“ sagte der Caplan, der die ganze Zeit stillgeschwiegen.

„Das Schicksal meines „Ludwig im Bart,“ der 1865 gegeben wurde, haben Sie mit erlebt, lieber Freund und wenn ich nicht irre, waren Sie's, der so freundlich darüber urtheilte.“

Ich nickte schweigend mit dem Kopf.

„Den „Don Quixote“ haben wir auch ausgelassen,“ sagte Fräulein Rosalie.

„Und den „Raphael“ fügte die Frau des Dichters hinzu.

„Nun haben wir schließlich noch das Festspiel für's Actientheater, „was wir wollen“ und den „Tatzelwurm“ und dann

sind wir Gott sei Dank für jetzt fertig," rief der Dichter und steckte sich eine frische Cigarre an.

„Eine stattliche Reihe" meinte der Caplan gedankenvoll.

„In 25 Jahren kann man schon etwas vor sich bringen," antwortete der Dichter.

„Ja, das sind aber erst die Dramen, jetzt kommen noch die Romane und die Novellen," fiel ich ein.

„Die sind schnell beieinander," sagte die Frau des Dichters. „Da haben wir zuerst: „Alte und neue Geschichten," ein Band, „das Schwalberl," ein Band, „mein Eden," ein Band, „Kanzler von Tirol," drei Bände, „Almenrausch und Edelweiß," ein Band, „baierische Geschichten," zwei Bände, „im Morgenroth," zwei Bände, „die Mordweihnacht," ein Band, „Friedel und Oswald," drei Bände, im Ganzen bis jetzt 15 Bände, ohne die Menge der einzelnen Erzählungen, die in verschiedenen Blättern, namentlich aber in der Gartenlaube abgedruckt sind und jetzt als Gesammtausgabe erscheinen.

In diesem Moment ertönte die Glocke an der Gartenthüre.

„Wir bekommen noch Besuch," sagte der Dichter. Und so war's. Zwei Herren vom Actientheater und ein Journalist traten auf und wurden mit derselben liebenswürdigen Herzlichkeit, wie vorher wir, empfangen und begrüßt.

Das Gespräch wurde allgemeiner und drehte sich natürlich um das Theater, wo ein Schauspieler in der Gesellschaft ist, wird man bald vom Theater sprechen.

Ich hatte mich inzwischen an die Frau des Dichters gemacht und sie gebeten mir das Arbeitszimmer Schmid's zu zeigen. Ich habe es gar zu gern, den Raum zu sehen, in dem der Dichter seine Gebilde schafft, und meine, es müssen sich schon aus den Räumlichkeiten, gleichsam aus der Schaale des Mannes, Schlüsse auf den Kern ziehen lassen.

Die freundliche Dame lud mich sofort ein, ihr zu folgen und wir traten in's Haus.

„Die Parterreräumlichkeiten bewohnt meine Mutter, oben im ersten Stock wohnen wir selbst, das Arbeitszimmer meines Mannes ist unter dem Dach. Wenn wir nachher soupiren, sehen Sie ja die Wohnung ohnedies, jetzt wollen wir mal in's Arbeitszimmer hinaufsteigen."

Die drei Treppen waren schnell überwunden, wir passirten mehrere Mansardenzimmer, ehe wir in die Werkstätte des Dichters eintraten. Die war ein kleines Zimmer, mit einem großen, nach dem Garten hinausgehenden Fenster, das so dicht mit Ephen bewachsen war, daß ein angenehmes Halbdunkel in der Stube herrschte. Eine große Bücherstellage an der Wand, vollgepfropft mit allen möglichen Werken, ein breiter Schreibtisch, dem man es augenblicklich ansah, daß viel daran gearbeitet worden, ein sehr abgeschossener, tiefer altväterischer Lehnstuhl davor, auf der Erde eine Masse Folianten, an den Wänden einige gute Bilder — das war alles.

An's Fenster hintretend, wurde mir erst klar, warum der Dichter so hoch gezogen, denn ziemlich dieselbe herrliche Aussicht auf die Alpen, welche wir oben auf dem Gasteig bewunderten, lag hier vor unseren staunenden Blicken.

Setzte man sich in den Arbeitsstuhl am Schreibtisch, so schauten die blauen Berge beinahe zum Fenster herein und ich begriff jetzt schon besser, wie anschaulich Schmid die baierischen Alpen in seinen Erzählungen malt, den lebendigen Ton der Liebe, der Sehnsucht nach den blauen Bergen, der wie ein rother Faden durch alle seine Schriften geht. Der Wein hatte zudem das Fenster ganz mit seinem grünen Netz umsponnen, und die grünen Ranken suchten den Weg hinein. In dem Laubwerk war aber ein tolles Getreibe von kleinen, allerliebsten

Zweifüßlern der verschiedensten Art, die aus ihren kleinen in allen möglichen Farben schillernden Kehlen jubelten und sich ihres Lebens freuten, auch ganz ungenirt auf die Fensterbank hüpften, so daß man deutlich sah, daß die Vögel hier heimisch waren und jedenfalls vom Dichter sehr oft gefüttert wurden.

„Nicht wahr, es ist ganz nett da?" sagte die Frau Doctorin.

„Heimisch muthet's einem an, als ob man eine Novelle von Schmid selber läse. Aber darf man indiscret sein, so möchte ich gerne das schöne Porträt auf dem Schreibtisch näher besehen."

„Das war ich vor einigen Jahren."

„Das sind Sie noch, gnädige Frau, das Bild ist meisterhaft gemalt und sprechend ähnlich."

Gerade noch wollte ich eine schöne Farbenskizze betrachten, welche der bekannte Dichter und Maler Graf Pocci zum „Schwalberl" entworfen und dem Verfasser desselben geschenkt hatte, als Schmid vom Garten herauf uns zum Abendbrod rief.

Unten trafen wir die ganze Gesellschaft. Wir wollten Anfangs im Garten speisen, aber es wurde kühl, vom Gebirge her erhob sich der in München nur zu sehr bekannte eisige Wind, der mitten im heißesten Sommer jene, der Gesundheit so sehr gefährlichen Temperaturschwankungen hervorbringt, und gerne folgten wir dem Doctor hinauf in die traulichen Wohnzimmer.

Hier setzte sich die Gesellschaft abermals um einen runden Tisch und das Abendbrod wurde unter lebhaften Discussionen über das leidige Volkstheater eingenommen, dessen Angelegenheiten wie bekannt sich in den traurigsten Umständen befinden. Daß Hermann Schmid, der einstige Director des Institutes,

der aus der Zurückgezogenheit seines schönen stillen Dichterasyles herausgetreten war in die Oeffentlichkeit, um seine in Wort und Schrift so oft dargelegten Grundsätze über die Ziele des deutschen Volkstheaters zu verwirklichen und nur zu bald und zu schmerzlich einsehen mußte, welche himmelweite Kluft zwischen Theorie und Praxis gähnt und es deshalb vorgezogen hatte, so schnell als möglich von der verlorenen Sache zurückzutreten, sich dennoch für das mit so unendlicher Mühe in's Leben gerufene, mit so unendlichen Sorgen und Aergernissen geleitete, jetzt rettungslos dem Untergange verfallene, schöne Theater auf das Lebhafteste interessirte, ist leicht begreiflich.

Dennoch waren wir Alle froh, als das Souper beendigt war und sich der Dichter an's Clavier setzte. Er sang mit kräftigem, wohllautendem Tenor das von unserem Landsmanne Robert von Hornstein so herrlich componirte Lied Walther's von der Vogelweide.

„Unter den Linden, auf der Haiden,
„Wo ich mit meinem Liebsten saß,
„Da mögt ihr finden, wie wir Beiden
„Die Blumen brachen und das Gras“ — —

Es war, als ob das wundertönige „Tandaradai“ dieses Liedes das Zauberwort gewesen, das alle die bösen Geister von uns gebannt, denn der ganze Abend gehörte von jetzt an ungestört der Musik.

Spät in der Nacht erst schieden wir von dem gastlichen Haus und traten, begünstigt von hellstem Mondschein, den weiten Heimweg an, der uns durch das zauberische Panorama der vom Mondlicht durchwallten weiten Ebene noch herrliche Genüsse bot.

Anna Versing-Hauptmann.

Ist Dir es nie vorgekommen, daß Du einen Ton suchst, der immerfort an Dein Ohr klingt und den Du doch nicht finden kannst, bis er plötzlich aus irgend einer gleichgiltigen Melodie herausklingt und Dir nun bleibt? Bist Du nie einem Menschen begegnet, dessen Gesicht, dessen Stimme, dessen Sein und Wesen Dir doch so unendlich bekannt und vertraut vorkommt, obwohl Du ihn zum ersten Mal in Deinem Leben siehst, dessen ganzes Dasein für Dich so unendlich viel Sympathisches hat, als ob Du lange Jahre an seiner Seite gelebt und viel Leid und Freud mit ihm ertragen hättest? Wer stellt Gesetze auf für die räthselhaften Vorgänge im Leben, die wir Sympathie und Antipathie nennen, wer sagt uns, was das ist, was von Dir zu mir herüberflutet und mich bestimmt Dich zu lieben oder zu hassen? Wer ergründet uns die magnetische Gewalt eines Blickes, den unnennbaren süßen Zauber einer Stimme, die jeden Nerv in uns erbeben läßt in süßen melodischen Schwingungen? Und wie kommt es, daß es Leute gibt, die diesen Zauber so mächtig fesselnd in sich tragen und wieder Andere, die eben so energisch uns abstoßen, wie Jene uns anziehen; Leute, deren Blick schon eine Beleidigung, deren Physio-

gnomie eine Herausforderung ist, Ohrfeigen-Gesichter, Menschen mit dem bösen Blick behaftet, der von den Italienern so sehr gefürchteten Jettatura? Wer erklärt uns diese quälenden Räthsel?

Wollen wir sie für heute als solche hinnehmen und uns der süßen Wunder des Daseins freuen und die unangenehmen Erscheinungen im Leben möglichst vermeiden.

Eines dieser süßen Wunder des Daseins nun, und der lieblichsten eines, ist die Künstlerin, deren Name über unserer Skizze steht.

Es war vor einigen Jahren. Frau Straßmann hatte unsere Hofbühne verlassen, wir brauchten eine Heroine, die uns das mitbringen sollte, was Frau Straßmann besessen, nämlich Kraft und Verve der Darstellung, Schönheit der Erscheinung, und nebenbei das auch besitzen sollte, was Frau Straßmann nicht mehr hatte, nämlich Jugend. Ich schlenderte damals eines schönen Abends zufällig über den Residenzplatz und wurde auf einmal einer Röthe gewahr, die am dunkelnden Horizont lebhaft aufflammte und nur von einem heftigen Feuer herrühren konnte. Es wurde unruhig auf den Straßen, Spritzen rasselten in der Ferne und Menschen liefen eilig vorbei der Feuerrichtung zu. Da packte mich Jemand am Arm: „Kommen Sie mit mir, ich will Ihnen zeigen, wo's brennt."

Es war der Intendanzrath Schmid, der damalige Chef unserer Hofbühne. Wir standen vor dem Hoftheater, in dem just an diesem Abend nicht gespielt wurde. Er zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete die ungeheuren Thürflügel und schloß sorgsam hinter sich zu. Dann schritten wir durch die langen finsteren Corridore, indem er mich an der Hand führte, bis auf die Bühne, auf der nur einige Laternen brannten und ein Feuerwächter auf- und abschritt. Die leeren colossalen Räume in der halben Finsterniß doppelt riesig erscheinend,

unser in den finsteren Corridors lauthallender Tritt — das alles machte einen seltsamen, unheimlichen, gespenstigen Eindruck auf mich.

Der Intendanzrath beorderte dann einen der Feuerwächter uns mit einer großen Laterne vorzuleuchten und nun stiegen wir über endlose Treppen, gingen durch lange, enge Gänge, in denen eine dumpfe, schwüle Luft brütete, bis endlich, endlich uns die frische, herrliche Nachtluft entgegenschlug.

Wir standen auf dem platten Dach des Hoftheaters, hoch erhoben über das Treiben der Menschen und unsere Blicke konnten nach allen Seiten frei über die unendliche Hochebene schweifen, in der München gelagert ist. Der Anblick war großartig. Unter uns die ewig geräuschvolle Stadt, in deren dämmernden Straßen Myriaden von Gasflammen flimmerten, über die Häuserfronten in ihrer Nähe ungewisse, seltsame Lichter verbreitend. Ueber die unendlichen Häusergruppen hinaus die in der Dämmerung verschwindende Ebene, dann wieder dazwischen ein breites, sich krümmendes Band von grellem Weiß — der Strom mit seinen Kiesbänken, über diesen hinaus ein großes, schwarz herschimmerndes Etwas — der Grünwalder Forst, und gleichsam mitten drin eine hohe Feuersäule ruhig und majestätisch zum Himmel steigend und den ganzen Horizont glühend färbend — das brennende Dorf.

„Es ist Pullach oder noch weiter hinaus, mindestens zwei bis drei gute Stunden von hier, da kommen unsere Spritzen gar nicht hinaus," sagte der Intendanzrath beruhigt.

„Wie es zuerst aufflammte, glaubte ich, es brenne vor dem Isarthor, oder noch näher, so heftig war der Feuerschein," entgegnete ich.

„So was täuscht ungeheuer," meinte der Intendanzrath ruhig. Dann versanken wir Beide wieder in unser Schweigen und in der Betrachtung des wunderbaren Panoramas.

„Wissen Sie schon, daß ich einen Ersatz für die Straßmann habe?“ fing endlich der Intendanzrath wieder an.

„Kein Wort, wer ist denn die Glückliche, die Sie uns bringen wollen?“ fragte ich gespannt.

„Es ist eine sehr schöne Frau und eine tüchtige Künstlerin,“ sagte er.

„Und heißt?“

„Anna Versing-Hauptmann. Wie gesagt, eine vortreffliche Acquisition, aber sie hat einen Fehler, einen großen Fehler.“

„Da wäre ich doch begierig, was ist das für ein Fehler, spielt sie oder ist sie sonst extravagant?“

„O nein?“

„Ist sie emancipirt, vielleicht recht kokett?“

„Auch das nicht!“

„Ja, aber um Gotteswillen, sie kann doch nicht trinken.“

„Pfui doch, eine Dame und Trinken! Geben Sie sich keine Mühe, Sie errathen es doch nicht, wenn ich es Ihnen nicht sage. — Sie schreibt.“

„Sie schreibt, was heißt das? Schreibt sie gerne Briefe und haben Sie Angst, daß jede ihr entgehende Rolle oder sonst Etwas, das ihr nicht angenehm ist, lange Briefe an die Intendanz zur Folge haben wird? Ich kenne das. Diese schreibseligen Damen sind sehr unangenehmer Natur.“

„Daß Sie mich auch gar nicht verstehen wollen! Ich habe kein Wort von Briefen gesagt. Sie schreibt Romane, Novellen, Gedichte, was weiß ich, sie ist eine Dichterin!“

„Na, der Fehler ließe sich ertragen, ich schreibe ja auch.“

„Sie sind Schriftsteller von Profession und spielen keine Komödie, sie ist Schauspielerin und braucht nicht zu schriftstellern.“

„Im Ganzen genommen bin ich auch Buchhändler von Profession und schreibe doch“ — meinte ich schließlich. Der

Intendanzrath murmelte noch etwas in den Bart, was ungefähr klang, als ob es auch gescheiter wäre, wenn ich bei meinem Buchhandel allein geblieben wäre, ich nahm aber keine weitere Notiz davon, denn das von dem Bühnenchef in so kurzen Umrissen gegebene Bild: Jung, schön, eine tüchtige Künstlerin und Dichterin, nahm meine Gedanken vollständig in Anspruch. Ich schaute über die Gegend hinaus in den Brand hinein, der immer schrecklichere Dimensionen annahm, aber meine Seele dachte nicht an die armen Leute, die da draußen ihr Hab und Gut verloren, sondern in der Flammensäule erstand mir ein Bild des seltsamen Weibes: jung, schön, Künstlerin und Dichterin, von Gott mit Poesie begnadet.

Der Intendanzrath weckte mich aus meinen Träumen durch die Aufforderung, herunterzugehen, und mit ihm ein nahes Café zu besuchen.

Wenige Tage später fand ich, von einem Geschäftsgang zurückkehrend, eine Karte und einen Brief auf meinem Pult. Auf der Karte stand Anna Versing-Hauptmann und der Brief war von meinem Freunde Leopold von Sacher-Masoch, dem genialen Schriftsteller. Er erinnerte mich an die schönen Tage, die wir in Graz mit einander verlebt hatten, Beide jung, Beide strebend, Beide glücklich. Ach, theurer Freund, wo sind die Zeiten, wo wir uns einander unsere Dramen vorlasen?! — Der Brief schloß mit den Worten: „Sie werden nur zu bald sehen, daß es Thorheit und Ueberfluß ist, diese Frau zu empfehlen, ein Wort, das sie sagt, ein Blick in ihre herrlichen Augen, auf das schöne Gesicht und Sie brauchen kein Freundeswort mehr, um sich für dieses seltene Weib zu interessiren, und dennoch sage ich Ihnen wiederholt: „Was Sie für Sie thun können, das haben Sie mir gethan.“

Der Brief hatte gerade noch gefehlt, meine Spannung auf

das Höchste zu steigern. Kaum konnte ich den nächsten Tag abwarten, um ihr meinen Gegenbesuch zu machen. Sie wohnte in den „Vier Jahreszeiten“, man wies mich in den zweiten Stock in ein ziemlich entlegenes Zimmer. Auf mein Klopfen ertönte ein entfernt klingendes Herein. Ich trat in die Stube und war sehr erstaunt Niemanden zu finden. Aber dieselbe Stimme, die vorher Herein gerufen, sagte jetzt, deutlich aus dem Nebenzimmer tönend: „Ich werde sogleich kommen.“

Welch' einen eigenthümlich weichen, tiefen und schönen Klang hatte doch diese Stimme, und wo hatte ich sie, die mir so unendlich vertraut vorkam, doch schon gehört?!

Im Zimmer herrschte ein eigenthümliches Dämmerlicht, da sämmtliche Vorhänge herunter gelassen waren; erwartungsvoll schaute ich auf die Thüre, aus der jetzt eine hohe, schlanke Figur heraustrat. Dieselbe Stimme tönte mir entgegen, ach, wie erklang sie so schön, es war ein wahres Vergnügen die Frau nur sprechen zu hören! Nach den üblichen gewöhnlichen Vorstellungsphrasen und nachdem mir versichert worden war, daß unser gemeinschaftlicher Freund viel von mir gesprochen, was Alles so einfach-herzlich, so anmuthig-verbindlich und doch so wahr und natürlich herauskam, daß ich mich unwillkürlich gefesselt fühlte, sagte ich plötzlich: „Gnädige Frau, Sie werden entschuldigen, dieses Dämmerlicht ist entsetzlich peinlich und macht mich geradezu nervös, ganz abgesehen davon, daß es mir ganz und gar Ihren Anblick entzieht und mich des Vergnügens beraubt, mir ein richtiges Bild von der Dame zu machen, die mir so warm empfohlen worden ist.“

„Dem ist leicht abgeholfen“ sagte sie ruhig und zog die Rouleaux hinauf, „ich schloß die Vorhänge, weil die weißen Kalkwände drüben das Licht gar so grell reflectirten und diese Reflexe mich nervös machten.“

„Wie konnten Sie sich aber auch in diese Hinterzimmer sperren lassen, mit der Aussicht auf den Hof hinaus muß man ja melancholisch werden.“

„Bis jetzt bin ich es noch nicht“ entgegnete sie, „Noth bricht Eisen und treibt einen selbst in Hofzimmer. Was wollte ich machen, das ganze Hotel ist besetzt? Ausziehen, wo mir das Haus so nahe dem Theater so bequem gelegen ist? Das wäre wohl thöricht gewesen. Deshalb tröstete ich mich einstweilen mit der Anwartschaft auf die zuerst leer werdenden Zimmer nach der Straße hinaus und behelfe mich inzwischen hier hinten in meiner Einsamkeit, so gut ich kann.“

Jetzt waren die Vorhänge hinauf, das volle Tageslicht, gespannt durch die weißen Wände drüben, konnte ungehindert eintreten und beleuchtete jetzt hell das wunderbar schöne Gesicht, das sich mir zuwandte. Ja, der Freund hatte wahrlich Recht, die Frau bedurfte keiner Empfehlung, so mächtig wirkte der Zauber ihrer Erscheinung, der fesselnde Reiz ihres anmuthigen, wie soll ich sagen melodiösen Gebahrens. Ja, melodiös, das ganze Wesen dieser Frau war Melodie, eine weiche, schöne, sich innig anschmiegende Melodie.

Der Ton ihrer Stimme war der Ton, der uns quälend nachgeht, bis er auf einmal erlösend erklingt, die ganze Erscheinung war wie eines der lichten Phantasiegebilde, die uns in Träumen fragwürdig umgaukeln, uns mit unendlichem Sehnen erfüllen, ein Sehnen, das nie sich stillt. Ich gestehe offen, ich war von diesem so mächtigen Reiz derart erfüllt, daß ich der Künstlerin wohl anfangs sehr unbeholfen erschienen sein mag. Ich ärgerte mich selbst über diese Unbeholfenheit, und verabschiedete mich deshalb bald.

Am andern Tage sah ich sie zuerst auf der Bühne. Zurückblätternd in meinen mannigfachen Aufzeichnungen über das

Theater, finde ich folgende Zeilen, die ich am 8. Mai 1866 über dieses erste Gastspiel in die „Baierische Zeitung“ schrieb: Frau Versing-Hauptmann, Mitglied des herzoglichen Hoftheaters in Coburg, gastirte an unserer königlichen Bühne als Adrienne Lecouvreur. Wenig Rollen sind so wie diese geschaffen, die Vorzüge einer Künstlerin in das rechte Licht zu setzen. So und so viele verschiedene Toiletten, so und so viele brillante Abgänge, die große Scene mit der Prinzessin im dritt n, die Declamation im vierten, die Sterbescene endlich im fünften Act — mehr kann man doch nicht verlangen, um glänzende Eigenschaften nach allen Richtungen hin ausgiebig zu verwerthen. Frau Versing-Hauptmann hat darum auch mit beiden Händen zugegriffen und wir freuen uns, dieser Leistung und dieser Persönlichkeit gegenüber unbedenklich auf die gewöhnliche Recensentenphrase „des nach einer Rolle noch nicht urtheilen Könnens“ verzichten zu müssen und wollen versuchen, klar und wahr den Eindruck zu schildern, den die Künstlerin auf uns gemacht hat, ohne damit irgendwie ein Endurtheil über ihre Leistungen zu fällen.

Frau Versing-Hauptmann nimmt zuerst durch ihre eminent glänzenden Mittel für sich ein; eine schöne Bühnenfigur, voll und stolz gewachsen, wie dies eine Heldin sein soll, seltsam poetisch-schöne, sprechende Augen, hin und wieder heftige, schnellkräftige, aber niemals unschöne Bewegungen. Ihr Organ ist groß und voll, glockentönig und trotz des augenblicklichen Angegriffenseins, von merkwürdig sympathischem Timbre. Der Grundton ihres Spieles ist eine gewisse Race im besten Sinne des Wortes. Wir finden leider keinen andern Ausdruck für diese Verve und nachhaltige Leidenschaftlichkeit des Spieles, für diese innere Freudigkeit, die fort und fort aus sich selbst heraus in reichster Fülle schafft und Andere erwärmt und mit sich fortreißt. Da hätten wir also einmal eine Heldin, wie wir sie

haben müssen; hoffen wir, daß die verehrte Intendanz unsere Ansicht theilen und schon das Ihrige gethan haben wird, um diesen glücklichsten Ersatz der Frau Straßmann für uns zu gewinnen.“ — — —

Allein unsere Hoffnung war eitel, es schienen unberechenbare Einflüsse zu walten, die gegen die Künstlerin wirkten. Trotz des eminenten Erfolges, den Frau Versing bei jedem erneuten Auftreten hatte, trotzdem sich die Stimmen des Publicums und der Kritik — nicht nur von mir, sondern von der gesammten Kritik wurde die Künstlerin auf das Freundlichste begrüßt und als einziger Ersatz für Frau Straßmann bezeichnet — auf das Entschiedenste für sie erklärten, wurde Frau Versing nicht engagirt und nicht nur das, man verzögerte ihr Gastspiel auf das Unverantwortlichste, so daß die arme Frau, um ihre paar Rollen zu spielen, fast zwei Monate hier bleiben und mehr im Gasthofe bezahlen mußte, als ihr ihr Gastspiel eintrug.

Mir war das Unglück aber zum Heil, ich lernte die liebenswürdige Frau inzwischen näher kennen und aufrichtig hochschätzen. Der gleichsam magnetischen Anziehungskraft ihres Aeußern trat der noch mächtiger wirkende seelische Zauber dieser hochbegabten Frau ergänzend zur Seite und gewährte mir Einblick in ein reiches geistiges Leben, in ein eben so rastloses als energisches Streben auf allen psychischen Gebieten und in eine harmonisch gebildete Frauenexistenz, die ähnlich wie die Rahel und andere große Geister ihres Geschlechtes, den schönen Frieden ihrer Innerlichkeit auch auf ihre Umgebung übertragen und bildend, läuternd und klärend auf diese einwirken.

Das Bild, das beim Scheiden der lieben Freundin in mir sich unauslöschlich eingeprägt, hat vollständig dem Wort gehalten, das mir damals meine lebendige Phantasie in den Flammen des brennenden Dorfes vorgezaubert und war doch

wieder so ganz anders. Spätere fortwährende geistige Mittheilung in lebhafter Correspondenz ergänzten dasselbe fort und fort, und so ist mir der Name Anna Versing-Hauptmann der Inbegriff dessen geworden, was an der Künstlerin fesselnd, am Weibe liebenswürdig und schön, an der Frau verehrungswürdig ist.

Und dieser seltenen Erscheinung fehlt nur eins — das Glück. Zwar hat sie in Prag am dortigen Stadttheater eine schöne vielbeneidete Stellung, sie ist der Liebling des dortigen Publicums, aber wir zweifeln, ob diese Stellung ihr ganz und voll Befriedigung verschafft; ihr richtiger Platz wäre allein in Berlin, München oder auch Dresden. Da könnte sie eine ihren künstlerischen Leistungen angemessene Stellung finden, da allein würde die Frau und Schriftstellerin auch in der Gesellschaft ihre eminente Begabung verwerthen und den Platz auch im Leben einnehmen können, zu dem die Natur sie so sichtbar geschaffen.

Anna Versing wurde in Prag, wo ihr Vater als Baritonist am deutschen Theater engagirt war, geboren, und wenn auch die Eltern sie von Anfang an für die Bühne bestimmten, so erhielt sie doch eine sorgsame Erziehung und umfassende Bildung, welche alle die herrlichen Anlagen des Kindes schon frühzeitig entwickelten und ihr gerade das gaben, wodurch sie sich so vortheilhaft vor mancher glücklicheren Collegin auszeichnet, — die wahrhafte Bildung des Geistes und Herzens, die gründlichen Kenntnisse auf allen Gebieten geistigen Lebens.

Es kann uns nicht kümmern, wie sie Alles durchmachte, was jede Künstlerin durchzumachen hat, all' das schreckliche Ringen und Kämpfen, das ein leichtblütiges Herz spielend überwindet, das einem fein fühlenden weiblichen Gemüth aber nur zu oft unheilbare Wunden schlägt. Genug, sie hatte trotz ihrer unsäglichen Begeisterung für ihre Kunst, trotzdem sie eine vielgefeierte Schauspielerin war, der es wahrhaftig nicht an den

glänzendsten Erfolgen fehlte, nachdem sie sich in Brünn mit dem dortigen Buchhändler Hauptmann vermält hatte, den heroischen Entschluß gefaßt, sich ganz und gar von der Bühne zurückzuziehen und nur ihrem ehelichen Glück zu leben. Sie schlug ein glänzendes Engagement nach Hannover aus, löste ihre Verpflichtungen in Brünn und lebte Jahre lang still und zurückgezogen lediglich ihrer Familie. Wie ernst und tief sie die Grundlage alles sittlichen Lebens, die Familie erfaßte, dafür zeugen eine Reihe von Gedichten aus ihrer bei Otto Wigand in Leipzig 1861 erschienenen Sammlung, die wahrhafte Perlen einfacher, innig-schöner Poesie sind.

Aber auf die Dauer konnte die unerklärliche Sehnsucht, die Jeden, der einmal die verhängnißvollen Bretter betreten, immer wieder aufs Neue vor die Lampen zieht, nicht schweigen, die Künstlernatur regte sich zu gewaltig in ihr und trotz allen Glücks zehrte an ihrer ohnedies zur Melancholie angelegten Seele ein tiefer Gram. Aus dieser Periode stammen die nachfolgenden tiefempfundenen Verse, die in ihren Gedichten mit „Vorbei“ überschrieben sind:

„Treuloses Herz! der Kunst hast Du entsaget,
Und denkst doch weinend stets an sie zurück;
Und wie die Nachtigall im Käfig klaget,
Klagt meine Seele ob entschwund'nem Glück!

Willst Du den Flug zum Aether freudig lenken,
O Geist, vom Genius der Kunst durchglüht,
Mußt matt und kraftlos Du die Flügel senken —
Für den Gefang'nen, ach! kein Frühling blüht.

Nur welke Blätter, die der Herbst erzogen,
Der Sturm des Lebens ihm herüber weht,
Und in der Sehnsucht schmerzerregten Wogen
Sein Leben, Lieben, Hoffen untergeht.“

Daß es so nicht fortgehen könne, fühlte sie, fühlte auch ihre Familie, und die alte Energie erwachte aufs Neue in ihr

und führte sie wieder der so heiß geliebten Kunst zu. Ein Gastspiel in Frankfurt a. M. im Herbst 1859 hatte neben dem glänzendsten Erfolge auch ein sofortiges Engagement zum Resultat, welches ihr aber durch Intriguen aller Art, die ihre Hauptquelle wohl in der Abneigung einer großen, jetzt in Amerika spielenden Künstlerin fanden, die bekanntlich keine Rivalin neben sich vertragen kann, am allerwenigsten aber eine solche, die sie selbst zu verdunkeln drohte, so sehr verleidet wurde, daß sie dasselbe bald aufgab und nun an verschiedenen großen Bühnen, namentlich in ihrer Vaterstadt Prag, in Breslau, und an der Burg in Wien, mit den entschiedensten Erfolgen gastirte.

Endlich ließ sie sich in Coburg dauernd fesseln und nahm einen lebenslänglichen Contract, namentlich in Berücksichtigung ihrer Familie an.

Aber auch hier blühte ihr kein Glück, ihre Stellung wurde trotz der größten Auszeichnungen des Publicums ihr von anderer Seite her so unerträglich gemacht, daß sie dieselbe trotz aller Opfer zu lösen suchte. Wie das alles kam, läßt sich verschiedener Ursachen wegen hier nicht erzählen, es wird sich aber wohl früher oder später die Feder eines Vehse oder Bollmann finden, welche auch diese kleinstaatliche Episode dem Publicum mundgerecht macht.

Von Coburg kam sie zu uns nach München, wurde aber auch hier, trotzdem wir sie damals so nothwendig gebraucht hatten, wie schon gesagt nicht engagirt — sie hatte kein Glück.

Jetzt weilt dieser Feuergeist in Prag, in der Heimat. Auf wie lange, wird die nächste Zukunft zeigen. — — —

Ich war den Sommer in Coburg, langsam ging ich mit einem Freunde durch die blühenden Syringenbüsche die herr-

lichen Anlagen vom Schloß herunter. Die Blumenstadt wird immer schöner und ein Kranz von reizenden Villa's breitet sich immer weiter und weiter um sie herum, bis in die Berge hinaus. Wir kamen an eine allerliebste Besitzung. „Es ist die Haasenburg. Geschmack hat er, das muß man ihm lassen. Jetzt holt er sich in Amerika wieder neue Tausende, und nach all dem Herumtriumphen und Herumfahren in der Welt ruht es sich sehr angenehm bei uns aus. Komm aber jetzt, ich will Dir eine Villa zeigen, was sage ich eine Villa, einen Palast, wie Du ihn in Deutschland suchen darfst," sagte mein Begleiter.

Wir gingen weiter und kamen in einen schön gepflegten Garten, der wie es schien, der öffentlichen Benützung zugänglich war. Oben erhob sich ein stolzer, prächtiger Bau, an dem flott gearbeitet wurde.

„Ist es das, was Du mir zeigen wolltest?"

„Nein das nicht, obwohl es auch prächtig wird, es ist ein Palais für die Herzogin. Sieh', hier unten, da im Epheu und wilden Wein versteckt das Haus."

Es war nur ein kleiner Bau, aber wahrhaft reizend und eben so originell in seiner Anlage, wie schön und geschmackvoll in der Ausführung. Im englisch-gothischen Styl, wie so manche Gebäude in Coburg, stand der kleine Palast so keck und frisch, so originell in seinem Durcheinander, so malerisch mit seinen Zinnen und Thürmchen, so geheimnißvoll in seinem Aeußern da, daß man unwillkürlich die angenehmsten Schlüsse auf die Bequemlichkeit, Eleganz und den Reichthum im Innern machen mußte.

„Und wer bewohnt dieses Schmuckkästchen?" fragte ich.

„St," sagte der Freund; „das darf man nicht sagen, aber unter uns, Anna Versing-Hauptmann könnte drinnen wohnen, wenn sie gewollt hätte."

Ein deutscher Schriftsteller.

„Es ist zu ärgerlich, der Teufel hole alle die Eselsbrücken, die man das ganze Jahr nicht gebraucht, und die einen, wenn man sie dann wirklich einmal benützen will, schmählich im Stiche lassen." Damit warf ich den Band IV. des Meyer'schen Conversations-Lexikons, dem Brockhaus und dem Pierer, sowie den verschiedenen Literatur-Geschichten nach, in denen ich vergeblich den Namen meines verehrten Freundes Wachenhusen gesucht hatte, um wo möglich einiges biographische Material über diesen merkwürdigen Menschen zu finden.

Ich hatte mich von vornherein nicht auf die Hilfsmittel der Gelehrsamkeit verlassen, denn ich wußte nur zu gut, daß jeder deutsche Philolog, der irgend einen Classiker commentirt, jeder Pfarrer, der einen Band Predigten herausgegeben, und schließlich jeder Dichterling, der Herz auf Schmerz gereimt hat, darin zu finden sein würde, aber einen der keckſten Heerführer der deutschen Presse, einen der kühnsten Touristen, der unterhaltendsten und gelesensten Romanschriftsteller, der genialsten Feuilletonisten — alle diese Eigenschaften vereint Wachenhusen in seiner kleinen Person — werdet Ihr vergebens in allen Literatur-Geschichten und Conversations-Lexikon's suchen. Es ist

einmal so und wir können's nicht ändern. Abgemacht! Dieß also wissend, hatte ich mich vorgesehen und schon vor Monaten gelegentlich einer Manuscriptsendung an den „Hausfreund" von Wachenhusen geschrieben: „Lieber Freund, ich möchte in meinem 4. Bändchen der „Coulissenbilder", die bekanntlich Theater, Literatur und Kunst umfassen, eine Skizze von Ihnen bringen; da sich nun Manches, was wir miteinander erlebt, nicht gerade zur Mittheilung eignen dürfte, und ich überhaupt sehr gerne meinen Charakter-Zeichnungen einen kleinen biographischen Schwanz anhängen möchte, so bitte ich Sie, mir bald möglichst doch einige Notizen zu schicken für gegenwärtige Biographie und zukünftige Nekrologe, denn im nächsten preußisch-französischen Kriege gehen Sie ja doch wieder mit, und diesmal wird der berühmte Engländer, der schon im italienischen Feldzuge 1859 gewettet, daß Sie irgend eine verlorene Kugel treffen würde, doch wohl Recht behalten."

Nun besitzt Wachenhusen, der Vater des „Hausfreundes", eine so merkwürdige Unruhe in sich, daß es ihm absolut unmöglich ist, auch nur Monate lang auf einem Fleck zu bleiben, wahrscheinlich hat er auch deshalb sein Blatt den Hausfreund getauft. Für gewöhnlich schreibt man also nach Berlin, wo er seine Heimat hat, das heißt eigentlich, das ganze Jahr hindurch nicht zu treffen ist. Die darauf bereits eingerichtete Expedition seines Journales erbarmt sich der ankommenden Briefe und schickt sie nach Paris, oder wo er sonst gerade ist, in Paris ist er aber am liebsten, die Briefe kommen dort auch richtig an, aber Wachenhusen ist längst über alle Berge, vielleicht am Nordpol, oder in der Sahara, oder sonst in einer schönen, möglichst abgelegenen Gegend. Wie es nun mit den Antworten auf solche Briefe aussieht, mag man sich selbst denken.

Also ich bekam natürlich keine Antwort, fand aber bald darauf im „Hausfreund" eine Notiz der Redaction, daß der Her-

ausgeber sich „wegen anhaltenden Kopfwehs" wieder einmal auf Reisen befinde."

Hatte ich doch richtig gerathen, dieses anhaltende Kopfweh bekommt er regelmäßig, wenn er sich langweilt, und ist er über einen Monat an einem Ort, mit Ausnahme von Paris, so langweilt er sich immer.

Später kamen denn einige Zeilen von Wiesbaden. Wiesbaden ist nächst Paris der Ort, wo Wachenhusen unter gewissen Bedingungen längere Zeit hindurch aushält, und an Wiesbaden knüpft sich eine der nettesten Anekdoten seines vielbewegten Lebens. Er hatte seinen bekannten Roman: „Rouge et noir" dort geschrieben, und die Zustände dort, der Wahrheit vollkommen getreu, in drastischen Farben geschildert. Darob entbrannte der damalige Beherrscher aller Nassauer, der dieses Buch in einem verlorenen Augenblicke, wie solches hin und wieder bei Fürsten vorkommen soll, in die Hände genommen, im grimmen Zorn, und befahl, auf den Uebelthäter zu fahnden, sobald er die Grenzen der gesegneten Nassauerlande überschreite. Nun sind diese Grenzen da bekanntlich nicht sehr ausgedehnt, und Wachenhusen, der vielleicht zur Zeit, als dieser furchtbare Bann erlassen wurde, sich in Egypten oder Spanien oder sonst wo befand, hörte auch kein Wort davon, und würde vielleicht auch nie davon gehört haben, wenn es ihn nicht immer wieder von Zeit zu Zeit nach dem schönen Wiesbaden hinzöge; denn man hatte es wohlweislich unterlassen, ihm diese Wahrnehmung zu notificiren. In Frankfurt trifft er jedoch an der Table d'hôte Bekannte, die sich als Badegäste in Wiesbaden aufhalten, er sagt, er wolle morgen hin und einige Wochen dort bleiben. Großes Erstaunen und die Frage, ob er denn nicht wisse, daß er verhaftet werden würde, sobald er die Grenze überschreite? Wachenhusen, natürlich höchlichst erstaunt, dann ärgerlich,

dann wieder endlich heiter angemuthet durch die Kritik dieses seltsamen Regierungsactes, proponirt eine Wette, daß er, der in Wiesbaden bekannt ist, wie der bunte Pudel im Sprichwort, sich einen ganzen Tag aufhalten wolle, an der Tafel seines gewöhnlichen Hôtels speisen, an der Roulette im Curhause spielen und Abends noch das Theater besuchen werde, trotz aller Regierungs-Maßregeln.

Die Wette wird acceptirt und von Wachenhusen glänzend gewonnen. Er speist an der Table d'hôte, nimmt seinen Caffee vor dem Curhaus, spricht dort mit dem das Spiel beaufsichtigenden Polizei-Commissär, spielt an der Roulette, geht Abends in's Theater und entgeht, da er schließlich doch erkannt wurde, gerade noch mit größter Mühe und Hilfe zweier schneller Pferde der Verhaftung. Wer dieses ausführlich lesen will, der findet eine höchst ergötzliche Beschreibung dieses kleinen Krieges mit dem Herzoge von Nassau in einem Wachenhusen'schen Buche, betitelt: „am Wanderstab.“ Jetzt, da die preußische Regierung ihren großen Krieg mit demselben Herzoge geführt hat, darf Wachenhusen sich wieder frei in Wiesbaden zeigen, der Polizei-Commissär aber, der sich so wüthend darüber geärgert, daß Wachenhusen die Keckheit hatte, ihn incognito anzusprechen, und daß sein Polizeiblick ihn nicht erkannte, geht ihm noch heutzutage aus dem Wege.

Aber zur Sache. Ich war schon lange Jahre Mitarbeiter des „Hausfreundes“, da trat eines schönen Herbsttages ein kleiner Herr von äußerst eleganten, fast zierlichen Formen bei mir ein, und gab mir die Hand mit einem recht herzlichen: „Es freut mich, Sie persönlich kennen zu lernen.“ An den markigen Gesichtszügen, dem energischen Kinn, dem langen Schnurbart erkannte ich sofort nach dem mir früher gesandten Porträt: Hans Wachenhusen.

Er wollte sich wieder einmal in München umsehen, das er lange Jahre nicht besucht hatte.

Ich war zu dieser Zeit für einige Wochen Strohwitwer und so konnte ich mich denn nach seinem Belieben ihm zur Disposition stellen. Wir dinirten zusammen in einem der ersten Hotels und saßen ganz ruhig und behaglich bei einem vortrefflichen Chateau la Rose, da öffnete sich die Thür, ein alter Herr mit einer jungen Dame erschienen und nahmen die Plätze uns gegenüber ein. Im selben Moment sehe ich etwas wie eine flüchtige Wolke über die Stirne Wachenhusen's ziehen und er richtet mit markirter Stimme irgend eine gleichgiltige Frage an mich. Noch verwundert darüber, daß er die Stimme auf einmal erhebt, höre ich plötzlich einen Stuhl heftig rücken und sehe, wie die junge Dame mir gegenüber plötzlich aufspringen will, aber durch einige heftige französisch gesprochene Worte ihres Begleiters daran verhindert wird, und wie auf ihrem Gesichte, das offenbar Zeichen eines heftigen Schreckens verräth, Blässe und Röthe jagen.

Das Gesicht kannte ich, den Alten auch — es war eine unserer ersten Tänzerinnen und der Freund ihrer Seele, einer unserer bekanntesten Cavaliere. Es schien, als wenn sich da vor meinen Augen ein Wiedersehen abspielte, daß nicht gerade sehr erfreulich für alle Theile war.

Ich muß gestehen, ich wäre nicht Herr der peinlichen Situation gewesen, Wachenhusen benahm sich aber würdevoll, eben so weit entfernt von aller affectirten Heiterkeit wie von der überquellenden Gesprächigkeit, die man sonst gewöhnlich in derartigen Situationen benützt, um über die erste Verlegenheit wegzukommen, verrieth aber auch nicht der leiseste Zug seines Gesichtes, daß er die Dame ihm gegenüber kenne. Auch der markirte Ton seiner ersten Frage schien nur gedient zu haben,

um mich aufmerksam zu machen, er setzte das Gespräch so ruhig und unbefangen fort, als ob er die Dame nie gesehen und schien nur den Herrn neben ihr einer ausgiebigen Betrachtung, eines eingehenden Studiums zu würdigen. Dabei schmeckte ihm Speise und Trank so gut, daß wir bald zum Champagner übergehen konnten.

Unserem Vis-à-vis war es nicht so wohl bei der Sache, die Dame erhob sich schon beim vierten Gang und ihr alter Begleiter mußte nolens volens mit. Nachdem sie fort waren sagte Wachenhusen erklärend: „Ein seltsamer Zufall, der mir da eine alte Bekanntschaft in den Weg wirft. Ich kenne die Dame; wer war denn der ehrwürdige Greis neben ihr?" Nach meiner ausführlichen Antwort, die ihn sehr zu interessiren schien, kam er auf ein anderes Thema und erzählte mir äußerst lebendig von seinem Verkehr mit der französischen Presse und ihren Vertretern.

Da war kein berühmter Name, dessen Träger er nicht persönlich gekannt hätte und von dem er nicht in seiner, durch zahllose Feuilletons sattsam bekannten, geistreichen Weise ein lebensfrisches Bild hingeworfen hätte, so daß der ganze Mann gleich fertig einem vor Augen stand.

Ich kann gar nicht sagen, welche Anregung von dieser stählernen Natur auf mich überging. Müdigkeit, Abgespanntheit — das sind Begriffe, die Wachenhusen weder geistig noch körperlich zu kennen scheint. Nach den ernstesten und angreifendsten Gesprächen über die letzten Fragen der Philosophie, konnte er spielend wieder eine Masse von Neuem, Interessantem, Anregendem aus seinem vielbewegten Leben erzählen, während ich kaum mehr fähig war zu hören. Dabei hatte und zeigte auch dieser so elegante und zierliche Körper eine Kraft, die mich oft in Erstaunen setzte, und mir es erst begreiflich

machte, wie Wachenhusen die enormen Strapatzen seiner weiten Reisen hatte ertragen können.

Wir verbrachten zu der Zeit den größten Theil des Tages mit einander, stets war er bereit zu jeglichem Vorschlag, den ich ihm machte, so daß ich eines Tages geradezu mit der indiscreten Frage herausrückte: „Sagen Sie doch, Verehrtester, wann arbeiten Sie eigentlich und wie arbeiten Sie?“

„Das will ich Ihnen sagen“ antworte er lachend, „ich arbeite, wenn ich Zeit und Lust habe, Nachts, früh Morgens, oft auch am Tage. Die eingehenden Manuscripte für den Hausfreund lese ich alle Nachts vor dem Schlafen. Sie sehen da die große Post, ich bekomme von meiner Expedition, wo ich auch bin, tagtäglich den Gesammteinlauf, so weit er meine Redaction betrifft, nachgeschickt, und alle Woche zweimal erledige ich den ganzen Wust gründlich. Die einzelnen Nummern des Hausfreundes habe ich im Großen und Ganzen schon längst vorbereitet, für zehn bis zwölf Nummern ist immer gesorgt. Daß inzwischen immer Neues eingeschoben wird, versteht sich von selbst. Die unwesentlichen Sachen werden in Berlin besorgt.“

„Ja, aber diese Redactionsarbeit allein nimmt sonst zwei Menschen in Anspruch, die anderthalb bis zwei Bogen des Hausfreundes wollen doch gefüllt sein; wann kommen Sie denn zum Schreiben. Und Sie schreiben doch sehr viel, haben Sie doch in den letzten Jahren mindestens acht bis zehn Bände geschrieben, ohne die unendlich vielen Feuilletons im „Hausfreund.“

„Und ohne die eben so zahlreichen Feuilletons in die großen politischen Blätter, die ich von Paris aus geschrieben,“ lachte er. „Aber Geschwindigkeit ist ja keine Hexerei und das kleinere Zeug schüttelt man ja aus dem Aerml.. Ob ich ein Feuilleton schreibe, oder mich z. B. mit einer liebenswürdigen

geistreichen Frau, oder auch mit einem vernünftigen Mann unterhalte, gilt mir gleich. Ich erzähle da und da, die mechanische Arbeit des Schreibens geht mir ungemein rasch von der Hand, fast so rasch wie die mechanische Arbeit des Sprechens und dabei stenographire ich durchaus nicht. Da sehen Sie z. B. ein Manuscript von mir; zu so einer Seite brauche ich gerade eine halbe Stunde." Und dabei wies er auf eine große Quartseite, mit einer feinen zierlichen Hand so eng beschrieben, daß Andere Bögen gebraucht haben würden, um dasselbe niederzuschreiben.

„Das Feuilleton fliegt einem ja zu, wenn man nur einigermaßen die Augen offen hat, namentlich, wenn man so viel in der Welt herumbummelt, wie ich, die Romane erlebt man ja auch selbst oft mehr, als man schreiben kann."

„Wie Figura zeigt," bemerkte ich.

„Apropos von unserem kleinen Roman! Ich möchte Ihnen doch noch sagen, daß ich Lust habe den Freund meiner alten Freundin ein wenig zu ennuyiren. Wollen Sie mir dabei helfen?"

„Mit Wonne, vorausgesetzt, daß es auf keinen Scandal abgesehen ist, ich bin jetzt ehrsamer Bürger und Familienvater und muß mich sehr anständig benehmen."

„Aber pfui doch, was glauben Sie, ich bin auch nicht mehr in den Zwanzigern, wo man dergleichen Dummheiten macht. Ich werde die Sache schon arrangiren, daß sie uns Spaß und gewissen Leuten Verdruß macht."

Und er arrangirte das bestens. Ueberall, wo der alte Herr mit seiner Dame erschien, da waren wir ganz gewiß, und überall, wo wir schon waren, da traten sie, die uns am allerwenigsten suchten, gewiß bald darauf in's Zimmer. Mittags beim Diner saßen wir, wenn auch zuweilen an andern Tischen, doch immer ihnen gegenüber, und Abends im Theater

traten wir gewöhnlich im selben Augenblicke in unsere Loge, wenn sich die Thüre der ihrigen öffnete. Das währte so acht Tage fort, als ich endlich erklärte, daß ich es auf die Dauer unmöglich mehr aushalte; namentlich fielen die theuern, schweren Weine meinem an Bier gewöhnten Magen und Geldbeutel gleich schwer ins Gewicht. Es war dies zwar weniger der Fall, als daß es mich genirte, daß Wachenhusen anfing, die theuern Weine allein zahlen zu wollen.

„Sie haben Recht,“ meinte er achselzuckend, „die Komödie hat ohnedies schon den Reiz der Neuheit für mich verloren, und wenn er sich auch noch immer gründlich ärgert und wir ihm seine Verdauung gewiß auf einige Zeit gestört haben, so hat sie den ersten Eindruck vollständig überwunden und schämt sich gar nicht mehr. Uebrigens hilft es ja doch nichts,“ setzte er leiser hinzu.

Es wäre auch so wie so nicht mehr gegangen. Wachenhusen begann den klimatischen Einfluß zu spüren, dem in München mehr oder weniger jeder Fremde so lange unterworfen ist, bis er sich acclimatisirt hat. Ich fand ihn fiebernd und recht elend aussehend. Er schimpfte über das Klima, sagte aber, er werde es schnell überwunden haben. Stören ließ er sich durch das beginnende Unwohlsein in keiner Weise, weder in seinen Ausgängen, noch in der Diät, obwohl ich ihn wiederholt warnte. Es ging aber nicht so schnell vorüber, wie er geglaubt, sondern trat ziemlich rasch, immer heftiger nud heftiger auf.

Da zeigte sich uns ganz deutlich, welche Gewalt dieser stahlkräftige Geist über seinen Körper hatte. Der Arzt wollte, daß Wachenhusen das Bett hüten und strengste Diät halten solle, Wachenhusen lachte aber, ging spazieren, spielte Billard mit mir bis nach Mitternacht und trank die schweren Roth-

weine, daß es eine Freude war. Der Arzt sagte mir, er begreife nicht, wie das möglich sei, jeder Andere wäre von dem starken Fieber längst an's Bett gefesselt. Wachenhusen hielt sich stramm aufrecht, obwohl die Spuren der Krankheit auf seinem Gesicht in erschreckender Weise zu Tage traten. Wir waren Alle begierig auf den Ausgang, wer siegen würde, die Krankheit oder der Mensch; das Unsrige hatten wir, d. h. seine nähern Bekannten, redlich gethan; an dringendsten Warnungen, an den inständigsten Bitten, fortzureisen, hatte es nicht gefehlt, so mußten wir ihm seinen Willen lassen, aber wir erwarteten Alle nichts Gutes und jeden Morgen, wenn ich in sein Hotel ging, glaubte ich die Schreckenspost zu hören, der Typhus, den die Aerzte längst prophezeit hatten, sei bei ihm ausgebrochen. Jeden Morgen aber trat mir Wachenhusen, fröhlich wie immer mit der brennenden Cigarre im Munde, in elegantester Toilette, zum Ausgehen bereit, entgegen, aber jeden Morgen bemerkte ich auch, wie er wieder schlechter und elender als am Tage vorher aussah. Endlich ging's doch nicht mehr, wir fürchteten, er werde uns auf der Straße zusammenbrechen. Da gab er den Vorstellungen der Aerzte nach, die geradezu von Selbstmord sprachen, er legte sich aber nicht etwa in's Bett und pflegte seine Krankheit, wie sie erwarteten und wie jeder andere Mensch das gethan hätte, — Gott bewahre, er reiste Knall und Fall in der Nacht ab und schrieb uns nach einigen Tagen von Stuttgart: „Der Teufel hole Ihr Klima, zwei Tage hier haben mich vollständig wieder hergestellt und morgen gehe ich nach Paris."

So ist der Mann, betrachten wir nun noch ein Wenig seine Werke.

Wachenhusen hat unglaublich viel gearbeitet. Er erwarb sich schon als gewandter Uebersetzer aus allen nützlichen modernen Sprachen einen schönen Namen, aber seine eigentliche

Berühmtheit stützt sich auf seine Kriegstagebücher und seine eleganten Skizzen aus dem socialen Leben, sowie auch seine touristischen Arbeiten, die in Tausenden und aber Tausenden von Exemplaren verbreitet sind.

Wo nämlich irgendwie die Gegensätze auf einander platzen, oder die Völker auf einander schlagen, da ist Wachenhusen gewiß dabei, und seine Berichte sind nicht etwa vom Hörensagen Abends im sichern Bivouak oder im noch sicherern Quartier des Generalstabes geschrieben, sondern bis in ihre Einzelheiten hinein erlebt. In den vordersten Angriffscolonnen ist Wachenhusen gewiß immer zu finden, und es ist ein wahres Wunder, daß ihm noch nichts passirt ist. Auf diese Weise sind seine Berichte frisch und wahr, und da er noch obendrein der Sprache mächtig ist, wie wenige Schriftsteller, ein äußerst glückliches Talent zur scharfen Beobachtung hat und alles, was er schreibt, von einem körnigen, den Nagel immer auf den Kopf treffenden Humor gewürzt ist, so ist die ungeheure Verbreitung seiner Werke, in der ihn wenige deutsche Schriftsteller übertreffen würden, wohl erklärlich.

Diese Kriegstagebücher, die so enormes Aufsehen machten, umfassen den Krimmkrieg, den Conflict in Neuenburg, den italienischen Krieg von 1859, den Garibaldianischen Feldzug von 1860 (Freischaaren und Royalisten), die letzte polnische Erhebung und den Feldzug von 1866.

Zu seinen größeren Romanen, die besondere Beachtung verdienen, rechnen wir: Zigeunerblut — des Königs Ballet — die Gräfin von der Nadel — Rouge et noir — die Verstoßene — der Mann in Eisen — Rom und Sahara — Nur ein Weib. Diejenigen Schriften Wachenhusens, die in culturhistorischer Beziehung besonders interessant sind, und obwohl lediglich für die Unterhaltung geschrieben, doch die grellsten

Streiflichter auf unsere gegenwärtigen socialen Zustände werfen, drehen sich hauptsächlich um Berlin und Paris und namentlich über diese letztere Stadt hat Wachenhusen eine Fülle von kleinen Bänden geschrieben, die zu den pikantesten ihrer Art gehören, und zeigen, daß wir in der gesammten deutschen Literatur keinen gründlicheren Kenner dieser merkwürdigen Weltstadt haben, als ihn.

Außer diesen circa dreißig Bänden hat Wachenhusen den größten Theil seines „Hausfreundes," der jetzt schon zwölf Jahrgänge umfaßt, selbst geschrieben.

Nur wer selbst Redacteur gewesen ist und weiß, wie diese Danaidenarbeit vollständig jede Arbeitskraft absorbirt, vermag diese enorme Arbeitskraft, die selbst in Deutschland nicht viele ihres Gleichen haben dürfte, richtig zu würdigen. Aber erst dann, wenn man bedenkt, daß alle diese Werke nicht in der behaglichen Stille und Zurückgezogenheit des Studierzimmers, sondern im Sturm und Drang ergreifender Feldzüge, unter den Strapatzen weiter Reisen und unwirthlicher Gegenden, unter den Zerstreuungen des Pariser Lebens oder in den Bädern entstanden sind, wird man begreifen, welch' elastischer, stahlkräftiger Geist diese Werke dictirt, welch' unermüdliche Hand sie geschrieben.

Wilhelm Knaack.

Durch Fritz Reuter's herrliche Schriften ist uns eigentlich zum erstenmal ein Land aufgeschlossen worden, das bis dahin noch so ziemlich eine terra incognita war. Und wenn auch Jahr aus Jahr ein Tausende und aber Tausende von Reisenden durch Mecklenburg fuhren, so wußten wir über Land und Leute doch eigentlich so gut wie gar nichts, es sei denn, daß wir annehmen, Mecklenburg sei das Paradies der Gutsbesitzer und die Hölle der Taglöhner, es werde daselbst sehr viel französischer Rothwein getrunken, und das Land liefere nächst Hessen das größte Contingent zur Auswanderung nach Amerika.

Wie sich aber so nach und nach die Schriften des genialen Humoristen verbreiteten, trotz dem sie in dem den Süddeutschen so schwer verständlichen plattdeutschen Idiom geschieben sind, da lernten wir Mecklenburg in einem ganz anderen Lichte kennen. Zwar bleibt es das Paradies für die Gutsbesitzer, denn auch Reuter schildert uns die Stellung eines solchen Rittergutsbesitzers mit sehr verlockenden Farben, ebenso bleibt auch der Rothwein, denn in den Reuter'schen Schriften wird sehr viel Rothwein getrunken, dem der geniale Verfasser ja selbst durchaus nicht abgeneigt sein soll, aber die Hölle der Taglöhner fällt vollständig weg, und

wir sehen das Loos dieser so vielfach bedauerten und beklagten Leibeigenen in einem ganz anderen Lichte, und finden, daß es ein mecklenburgischer Taglöhner bei einem anständigen Herrn — und die große Mehrzahl, mit nur wenigen im Lande sattsam bekannten Ausnahmen gehören zu diesen — viel besser hat, als jeder freie Fabriksarbeiter oder Taglöhner im übrigen Deutschland.

Uebrigens und das ist ein Hauptvorzug der Reuter'schen Werke, lernen wir durch sie eine wahrhaft kernfeste Bevölkerung kennen, die engabgeschlossen von der Außenwelt, in sich befriedigt und gefesselt, die herrlichsten Eigenschaften der deutschen Nation: biedere Ehrlichkeit, Bedächtigkeit zum Entschluß, hartnäckige Energie in der Ausführung desselben, unerschütterliche Gradheit und Wahrheit in Wort uud Handlung, trockenen, fröhlichen Humor im Umgang in sich vereinigt.

Nur wer in Mecklenburg selbst gewesen, und diese Verwalter, diese Pastore, diesen Adel, diesen Gewerbestand und diese Taglöhner persönlich kennen gelernt hat, wer auf diesen Gütern, deren Gebiet oft ungeheuere Strecken umschließt, das so eigenthümlich regelmäßige, sichere, gemüthliche und derbkräftige Leben dieser Leute unter sich mitgelebt hat, wird stets mit einer Art von Heimweh sich an die guten, braven, gemüthlichen Leute zurückerinnern. Und wie auf dem Lande, so in den Städten, deren Bevölkerung zumeist aus dem Gewerbestande, aus den auf ihren Lorbern und Geldsäcken ausruhenden Oekonomen sich recrutirt. Daß diese kräftige Bevölkerung Oekonomen erzeugt, deren Sturmfestigkeit hinter dem Pfluge, wie hinter der Flasche uns in große Verwunderung versetzt, daß sie reiche, Pferde züchtende Junker, knorrige Aerzte, derbe Pastoren hervorbringt, die ihre Beichtkinder alle Sonntage in der Kirche ärger herunterkanzeln, als die Schullehrer ihre Schulbuben —

das Alles ist dem, der Mecklenburg kennt, wohl begreiflich. Daß aber aus dem Schooße dieser echten unverdorbenen Natur auch ein berühmter Schauspieler hervorwachsen konnte, daß Mecklenburg einen Komiker geboren, der in Wien seit langen Jahren dafür sorgt, daß das Lachen nicht ausstirbt, — das will uns schon schwerer eingehen.

Und doch ist Wilhelm Knaack ein Mecklenburger von echtestem Schrott und Korn. Laßt ihn einmal zu Landsleuten kommen, setzt ihn mit diesen hinter den Tisch und einige Flaschen Wein vor sie, so werdet Ihr Eure Freude haben an dem plattdeutschen Discurs, der sich da in schnellster Zeit entwickelt und in den reinsten Klängen, wie man sie reiner und breiter nicht zwischen Bützow und Rostock hören kann, das Herz jedes Mecklenburger, der zufällig dazu käme, in Wonne höher schlagen machen müßte.

So lernte ich Knaack kennen und wollte es nicht glauben, daß er ein Schauspieler sei. Wir hatten uns zufällig zusammengefunden, lauter Norddeutsche und schwammen in Gemüthlichkeit und schwelgten in Plattdeutsch und einer guten Weinbowle und heimatlichen Erinnerungen, denn auch ich gehöre ja fast zu Mecklenburg, denn nur die Elbe fließt zwischen meiner Heimat und dem Lande, das als seltsames Wappen den Ochsenkopf im Schilde führt und viele Jahre habe ich in Mecklenburg zugebracht. Am andern Tage spielte Knaack. Er trat zuerst als Doctor Peschke auf. Sei es, daß das Stück daran Schuld war, sei es, daß ich mich nicht in der richtigen Stimmung befand, genug, Knaack mißfiel mir entschieden und ich fühlte ein inniges Bedauern, daß dieser im Leben so herzige und liebenswürdige, durch und durch gentlemanlike Mensch sich so zum Possenreißer hergeben mochte, denn anders wollte meine Verstimmung diese Hampelmannkomik nicht nennen.

Denkt Euch einen Gliedermann oder Hampelmann, wie wir sie in Norddeutschland nennen, eine schlanke, magere, schlotterige Figur, an der alles in unmöglichen Gelenken hängt und klappert, und nun denkt Euch die Kindeshand dazu, die ab und zu einen Riß an der unsichtbaren Feder thut. Da schnellen die Arme und die Beine in undenkbaren und unmöglichen Winkeln in die Höhe, da fährt es wie eine galvanische Zuckung durch diese lange Figur und der Effect dieses Reißens am Bindfaden, dieser unsichtbaren Strömung oben, ist unfehlbar ein unauslöschliches Gelächter unten. Ich mußte selbst mitlachen und ärgerte mich über mich selber, daß ich lachte. Es war eben zu drollig. Er hatte, seiner Barbierrolle getreu, inne, eine gewisse Bewegung, als wenn er Seifenschaum von den Fingern schleudere, die sehr merkwürdig war, weil sie eben für jeden andern Christenmenschen vollständig unmöglich gewesen. Dr. Peschke war als Barbier jedenfalls die Zierde seiner Zunft, er hätte gewiß auch mir gefallen, wenn es nur nicht Knaack gewesen wäre, „mien olle Landsmann und Fründ!"

Genug, ich war recht enttäuscht, und der „Kautschuk-Komiker," wie er von Freund und Feind so oft genannt wurde, tönte mir fort und fort in die Ohren.

Gerade an diesem Fall sah ich übrigens wieder so recht eclatant, wie man sich irren kann, wenn man einen Schauspieler nach einmaligem Sehen schon beurtheilen will. Wir waren natürlich an demselben Abend wieder zusammen, aber Knaack, der eben die seltene wie liebenswürdige Eigenschaft hat, den Schauspieler immer Abends in der Garderobe zurückzulassen und außer dem Theater nur Mensch und Mecklenburger zu sein, fragte mich nicht, und ich begnügte mich mit einigen oberflächlichen Bemerkungen über Publicum und Stimmung des Abends, dann sprachen wir von der Heimat, von Claus

Groth und Fritz Reuter, von Rostock und Bützow und was weiß ich noch alles. Und es war mir lieb so, denn ich hätte ihm keine Lüge sagen können und es wäre mir schmerzlich leid gewesen, den guten Landsmann zu verletzen.

Am andern Tage war ein Lustspiel auf dem Repertoire, eines von diesen so netten und unterhaltenden französischen Lustspielen, wie sie unsere Nachbarn jenseits des Rheins zu Dutzenden aus dem Aermel schütteln. Das Sujet war sehr einfach: ein junger Ehemann in Paris will sich ohne seine Ehehälfte einen guten Tag bereiten und spiegelt deshalb seiner Frau eine Reise vor. In der That denkt er aber gar nicht daran, Paris zu verlassen und erlebt nur eine Reihe von Abenteuern und komischen Situationen, die ihn von seiner Reiselust gründlich curiren.

So sehr mir nun Knaack gestern mißfallen hatte, eben so sehr gefiel er mir heute. Der Mann war total verändert. Von all' der unheimlichen Gliederhaspelei keine Spur mehr vorhanden, statt des langen, schlotterigen, regenwurmartigen Körpers von gestern eine elegante, sich frei und sicher gebende Gestalt, lebendig und graziös, ganz und gar Franzose, von dem eigenartigen Strich seines Toupets an bis zur Sohle der eleganten Lackstiefel herunter Franzose und Gentleman.

Dieser himmelweite Unterschied der unangenehmen, garstigen Carricatur von gestern und der liebenswürdigen, schönen Erscheinung von heute! Und diese reizende Komik, dieser liebenswürdige, graziöse Humor — man mußte den Menschen lieb haben.

Hinter diesem französischem Lustspiele folgte noch eine Farce, zu der wahrscheinlich die Leiden eines Choristen, jenes famose Levasseur'sche Kraftstück die erste Idee gegeben hat. Es handelt sich da auch um die Leiden eines verkannten Genies,

das sich berufen und auserwählt glaubt, nur Franz Möre, Mephistos und dergleichen hohe Aufgaben zu lösen und der doch über die verhängnißvollen Worte: „Frau Gräfin, der Wagen ist vorgefahren“ oder „Soeben wurde dieser Brief abgegeben“ nicht hinauskommt.

Die Leistung Knaacks in diesem Stück war nun wahrhaft gesundheitsgefährlich. Ich erinnere mich, nicht leicht wieder so gelacht zu haben, als an diesem Abend bei diesem Stück. Schon die Erscheinung, die Maske allein war unwiderstehlich komisch. Die unendliche Würde, dieses tiefe Vonsichselbstüberzeugtsein, der heimliche Ernst dieser hochkomischen Figur erregte die ungeheuerste Heiterkeit, die sich nun während des Spieles, namentlich aber in der berühmten Scene, wo der Künstler eine Rolle einstudirt, fort und fort bis zu einer fast bedenklichen Höhe steigerte.

Diesmal sagte ich nach dem Theater Knaack meine Meinung rund heraus, ich verhehlte ihm durchaus nicht den gestrigen, unerquicklichen Eindruck und das heutige Gegentheil davon, er lachte gutmüthig, drückte mir kräftig die Hand und lenkte fast ängstlich das Gespräch auf andere Themata. Und so sprachen wir wieder von der Heimat, von Claus Groth und Fritz Reuter und von Rostock und Bützow.

Eine nur zu kurze Reihe schöner Abende folgte darauf. Ich sah Knaack in allen möglichen Rollen und gewann ihn als Künstler wie als Mensch immer lieber. Die Gewalt dieses Talentes ist eine so eigenthümliche, daß sie sich nothwendiger Weise wie jede Naturgewalt Bahn brechen muß.

So macht Knaack als Schauspieler das möglich, was Andern unmöglich erscheint. Leere Häuser, die doch sonst den größten Koryphäen der Kunst auch hin und wieder passiren, gibts bei ihm, sobald ihn das Publicum erst an zwei Abenden

gesehen, gar nicht, und Orte, die notorisch verrufen und gemieden sind von Allem, was in Deutschland gastirt, Orte, an denen die gefeiertsten Namen, die größten Talente im Bezug auf Cassenresultate scheiterten, verwandeln sich bei Knaack in wahre Goldgruben.

So steht es in der Theaterwelt wohl ziemlich einzig da, daß Knaack in Triest — alle Schauspieler, die dort gastirt haben, schaudern oder seufzen doch wenigstens bei dem bloßen Namen Triest — an vierzehn Abenden brechend volle Häuser machte, und als Knaack vor wenig Jahren mitten im brennenden Juli nach Odessa ging, um dort zu gastiren, da meinten seine Freunde, er sei wahnsinnig geworden und wollten Schritte bei seiner Familie thun, um das tolle Beginnen zu hintertreiben.

Knaack aber lachte, machte die große Reise in's schwarze Meer, spielte dort trotz der sengenden Hitze und brachte einen großen Sack voll Geld — man sprach von viertausend Gulden und darüber mit heim. Seit der Zeit wundern sich seine Freunde über nichts mehr und lassen ihn ruhig reisen, wohin er will. Er geht aber selbst nicht viel fort. Wien ist dem Mecklenburger zu sehr an's Herz gewachsen und wenn er auch die alte Heimat nie vergessen hat, die neue ist ihm nicht minder theuer.

Sie hat's aber wahrlich auch um ihn und er um sie verdient, das Verdienst und der Gewinn ist wechselseitig. Wenn auch die alten Zeiten von Raimund, von Scholz und Nestroy vorüber sind, wenn auch nicht mehr in Wien sich alles öffentliche Interesse einzig und allein um's Theater dreht und die alte, fröhliche, unbefangene Heiterkeit einer ernsteren Stimmung Platz gemacht hat — dennoch gibt es wohl keine Stadt in der ganzen Welt, in der die guten Schauspieler so geachtet, so

geliebt, ja man kann sagen so verzogen werden, — wie eben in Wien. — Seit 1858 wirkt Knaack dort im Carltheater mit einer kurzen Unterbrechung, wo er persönlicher, aber bald wieder ausgeglichener Differenzen halber sich zum Theater an der Wien verlocken ließ, aber bald in die alten Räume wieder zurückkehrte. 1871 feiert der wackere Künstler sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Schauspieler; ihm und dem Wiener Publicum wünschen wir, daß er auch sein fünfzigjähriges Jubiläum im Carltheater feiern werde, und daß alle unsere Wiener Leser demselben gesund und frisch beiwohnen mögen.

Eine Perle der Burg.

Es war ein schöner Junitag vor einigen Jahren, als ich mit dem Hofburgschauspieler Fricke, den ein Reiseungefähr nach Nürnberg geführt hatte, in der alten, freien Reichsstadt herumschlenderte. Fricke, der allen Besuchern der Burg gewiß erinnerlich ist, gehörte nie zu den hervorragenden Talenten, spielte aber seine Naturbursche und was drum und dran hängt recht brav, hatte eine ungemein richtige Beurtheilung nicht nur seiner eigenen, sondern auch der Leistungen anderer Künstler und war unter seinen Collegen als braver, ehrlicher Mensch von wahrhaft aufopfernder Gefälligkeit allgemein geachtet und beliebt.

Mir war er ganz speciell von eng befreundeter Seite empfohlen und ich fand schon an der ersten Stunde unserer Bekanntschaft großes Behagen in dem bescheidenen, unterrichteten Menschen, der sich für unsere Alterthümer so warm interessirte.

Wir gingen zuerst über den Obstmarkt, um den famosen Gänsemännchen-Brunnen zu besuchen, da rasselte eine Droschke daher, in der eine Dame saß. Schon war sie an uns vorbeigefahren, schon wollte ich eben bemerken, daß Fricke hier Bekannte haben müsse, da ihn die Dame sehr stark fixirt habe, als die Droschke plötzlich hielt, die Dame eben so schnell als leicht und sicher

herunter sprang und auf meinen Begleiter zulief. Der riß sich wieder von mir los und stürzte auf sie zu; er rief Baudius und sie rief Fricke! Und das alles mit einer Wärme des Gefühls, mit einer so freudigen Ueberraschung, als ob sich die beiden Deutschen auf einer wüsten Insel unter Wilden tausend Meilen von der Heimat, nicht hier in Nürnberg, nachdem sie vor wenigen Tagen erst in Wien von einander Abschied genommen, getroffen hätten.

Jetzt fiel der große prächtige Blick der Dame auf mich, ich wurde in bester Form als Theaterenthusiast vorgestellt.

„Ach, das ist gescheidt," seufzte sie, „die kann ich gebrauchen, ich will ja hier gastiren."

„Aber Kind, das ist ja ein Act des offenbaren Wahnsinns," sagte Fricke, „bei dem Wetter geht Ihnen gewiß Niemand ins Theater. Da könnte der liebe Herrgott vom Himmel herunterkommen und es würde leer sein."

„Es ist nicht anders," erwiderte sie lachend, „ich bin nun mal in der Falle drin, tragen wir unser Schicksal mit Geduld und würdiger Fassung, wie sie dem Weisen ziemt. Heut' Abend spiele ich also, da versteht es sich von selbst, daß Ihr ins Theater kommt —"

„Müssen wir wirklich?" fragte Fricke wehmüthig.

„Gewiß," antwortete sie fest, „dafür sollt Ihr nach dem Theater durch meine geistreiche Unterhaltung entschädigt werden, wir soupiren im „Hotel du Nord," morgen früh besehen wir einige Merkwürdigkeiten, dann können wir zusammen essen und dann werden wir, wenn Ihr recht brav seid, ja weiter sehen, was Ihr für mich thun könnt."

„Sie „thun" sich leicht, Perle der Burg," antwortete Fricke lachend, „Sie wissen ja gar nicht, ob mein Freund nicht verheiratet ist und ob ich nicht heute schon abreise."

„Theaterenthusiasten sind nie verheiratet," meinte sie nachdenklich, „und von Ihnen, Fricke, wäre es recht schlecht, wenn Sie mich hier in Noth und Elend sitzen ließen."

„Ohne Sorgen, Fräulein," nahm ich jetzt das Wort, „ich bin zwar verheiratet und recht glücklich dazu, weshalb ich mich vor Ihren schönen Augen nicht zu fürchten brauche, aber zur Zeit bin ich hier allein und nichts hindert mich, Ihnen meine ganze Zeit zu widmen, und was Fricke anbelangt, der denkt noch gar nicht an's Fortgehen, dem gefällt's viel zu gut hier."

„Also kann ich beruhigt fort fahren," rief sie fröhlich, „auf Wiedersehen heute Abend im Theater und nach dem Theater auf der Bühne." Damit war sie schon wieder im Fiaker und rasselte von dannen.

„Das ist ein angenehmes Zusammentreffen," meinte Fricke, der Davonfahrenden nachsehend.

„Ein schönes Mädchen," sagte ich.

„Und ein kreuzbraves dazu," fiel er hastig ein," aber einer der wunderlichsten Charaktere, die mir jemals vorgekommen sind."

„Sie wissen, daß an jedem Theater geklascht wird," fuhr er fort, während wir langsam weiter gingen, „und wir an der Burg bilden wahrlich keine Ausnahme von der Regel, aber über keine von unseren Damen wird mehr raisonnirt, und keine wird ärger verläumdet, als die Baudius und leider gibt sie immer Veranlassung dazu."

„Also ist es doch mit der Kreuzbravheit nicht so weit her," meinte ich trocken.

„Lassen Sie mich doch aussprechen", sagte er unwillig. „Sie gibt nur in soferne Veranlassung zu diesen Klatschereien, als sie Rücksichten, wie sie die moderne Welt verlangt, gar

nicht kennt. Sie macht einen dummen Streich nach dem andern, alle aus lauter Herzensgüte; sie kümmert sich nicht so viel um das Gerede der Welt, sie liebt es mehr, sich mit gescheidten Herren zu unterhalten, als mit Frauen; sie lacht, wenn ihr etwas lächerlich vorkommt und sie weint, wenn ihr etwas weinerlich erscheint, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, wo sie gerade ist; sie würde in der Kirche lachen, glaube ich, und wie herzlich, wenn ihr der Pfarrer komisch vorkäme und auf dem Ball weinen, wenn sie just an etwas Trauriges dächte. Ueberdies ist sie gewissermaßen emancipirt, sie reitet wie der Teufel, sie schwimmt wie ein Engel, sie läuft Schlittschuh wie" — —

„Sehen Sie, das kommt von dem Uebertreiben, jetzt gehen Ihnen die Vergleiche aus. Ich weiß übrigens selbst, daß sie Schlittschuh läuft, wie der berühmte amerikanische Eiskünstler; ich habe sie selbst in Wien auf dem Stadtparkteich laufen gesehen in ihrem hübschen Costüm mit den so kleidsamen, netten Pumphöschen. Wahrlich, wenn sie auf diese Kunst reisen würde, könnte sie noch mehr machen als der Amerikaner; ich wenigstens und noch viele andere Leute mit mir würden sie lieber sehen, als den fischblütigen Yankee."

„Na, also kennen Sie sie schon, haben Sie sie vielleicht auch schon spielen gesehen?"

„Nein, das nicht; wie ist sie als Künstlerin?"

„Das werden Sie heute Abends selbst beurtheilen können, jedenfalls ist sie als Schauspielerin eben so originell, wie als Mädchen. Um aber wieder auf die Verläumdungen zurückzukommen, denen sie so vielfach ausgesetzt war, so will ich Ihnen nur eine Anekdote erzählen, die auf einer Redoute anfing und in einem Krankenzimmer endigte. Man bemerkte auf dieser Redoute, daß ein hoher, sehr einflußreicher Herr sich wie

gewöhnlich sehr viel mit der Künstlerin beschäftigte. Näherstehende wollten ein sehr animirtes Gespräch zwischen Beiden gehört haben, in welchem Fräulein Baudius von ihrem hohen Freunde Etwas erbeten, das dieser ihr auch nach längerem Bitten bewilligt. Jetzt zerbrach man sich den Kopf darüber, was das mysteriöse Etwas wohl gewesen sein könne, das die Schauspielerin sich erbeten. Jedenfalls doch ein sehr werthvolles Object, meinte man allgemein und siehe da, man war sehr verwundert, als es hinterher herauskam, daß dieses mysteriöse Etwas lediglich die Bitte um die hohe Verwendung behufs Urlaubsbewilligung gewesen war, und daß Fräulein Baudius sich diesen Urlaub nur erbeten hatte, um zum Besten einer unglücklichen, todtkranken früheren Collegin von ihr einige Male in dem benachbarten S. zu spielen. Man war aber noch mehr erstaunt, als man vernahm, daß Fräulein Baudius, als diese arme Collegin, deren letzte Lebenstage sie versüßt hatte, gestorben war, sich des von der Unglücklichen zurückgelassenen Kindes erbarmte, dasselbe zu sich nahm und wie eine Mutter gegen die arme Waise handelte. Das Erstaunen gipfelte sich aber, als man hörte, daß das Kind die Blattern bekommen, und daß die gefeierte, schöne Künstlerin nicht von dem Krankenbette ihres Pfleglings weichen wollte, trotzdem ihr die Aerzte wiederholt die furchtbare Gefährlichkeit dieser Krankheit gerade für eine Schauspielerin anseinander gesetzt hatten. Ja, sie ist eine sehr originelle Person, die gute Auguste, sehr excentrisch, sehr launenhaft und kümmert sich den Teufel um die Welt. Alle Jahr ein paar Mal bekommt sie ihre großen traurigen Tage. Da bildet sie sich ein, sie sei von Gott und der Welt verlassen, sie sei keine Künstlerin und der Himmel sei nicht mehr blau, alle Menschen seien schlecht und speciell schlecht gesinnt gegen sie. Dann weint sie tagelang, faßt ernsthafte

Entschlüsse, in's Kloster zu gehen und reicht ein Entlassungsgesuch bei der Intendanz ein.

Dort ist man schon darauf eingerichtet, man läßt sie ihren Kummer ausweinen, dann bescheidet man sie auf das Directionsbureau, dort hält man ihr eine ernste Predigt, sie nimmt ihr Entlassungsgesuch zurück und ist nie vergnügter als nach so einer Trauerperiode. Sie ist ein ganz „originelles Frauenzimmer."

Wir waren mittlerweile zum Gänsemännchen gekommen und der Anblick dieses drolligen Brunnens und der spätere Eintritt in die Frauenkirche unterbrach unser Gespräch. Nichtsdestoweniger war ich sehr begierig, das „ganz originelle Frauenzimmer" spielen zu sehen.

Natürlich fanden wir uns pflichtschuldigst im Theater ein, es war entsetzlich leer. „Arme Baudius," sagte Fricke, „wer soll aber auch bei dieser Hitze in's Theater gehen."

Man gab „das Kind des Glückes," das bekannte Paradepferd aller muntern Liebhaberinnen. Fräulein Baudius spielte brillant und ließ sich durch die entsetzliche Leere des Hauses in keiner Weise deprimiren. Die prächtig-schöne Erscheinung, die tiefen, seelenvollen Augen, das schöne glockentönige Organ verfehlten ihren Zauber nicht. Wir paar Menschen, die wir an jenem gesegneten Abend das Publicum bildeten, machten Scandal für Hunderte und das Echo des leeren Hauses verdoppelte unsere Beifallsrufe.

Nach dem Theater hatten wir ein gemüthliches Plätzchen im Garten des Hotels gefunden, wo wir ruhig soupirten. Es war ein wonniglicher Sommerabend, rein, trocken und ruhig, ein schöner Sternenhimmel spannte sich über den schweigenden Garten, und wir saßen zu dritt ganz allein und konnten manch' gutes kluges Wort mit einander über die schöne Kunst, die uns Allen so theuer war, tauschen.

Sie sprach sich zuerst sehr nett über das leere Haus aus, und erklärte uns, daß das Wiederfinden des lieben Collegen ihr über die Enttäuschung, die, mag sie noch so sehr voraus-gesehen und erwartet sein, doch immerhin bitter sei, vollständig hinweg geholfen habe. Dann fragte sie mich ganz ruhig, wie sie mir gefallen habe?"

„Soll ich Complimente machen, oder wollen Sie eine ehrliche, offene Antwort?"

„Wie thöricht von Ihnen, Sie sind ja keiner meiner Anbeter, sondern Journalist. Sagen Sie mir Ihre Meinung rund heraus, wie Sie es in Ihrem Blatt thun würden."

„So rund geht das doch nicht. Wollte ich meine Recension schreiben, so müßte ich zuerst die Rücksichtslosigkeit des Publicums einem so bedeutenden Gaste gegenüber tadeln, dann müßte ich die sogenannte eiserne Phrase „es sei ferne von uns, nach einmaligem Sehen schon ein Endurtheil über unsern Gast fällen zu wollen" wo möglich in neuer Form anzubringen suchen. Dann käme erst die gewöhliche journalistische Steckbrief-Personalbeschreibung: Elegante, schöne Figur, herrliches Haar, gedankentiefe Augen, Stimme wie „Orgelton und Glockenklang." — —

„Hoch klingt das Lied vom braven Mann u. s. w.," sagt schon Bürger in seinem bekannten Gedicht, fiel sie mit in die Rede, „kürzer, viel kürzer, edler Freund."

„Und dann erst würde ich sagen," vollendete ich ruhig, „daß, so liebenswürdig uns auch die Leistungen des Fräulein Baudius erschienen sind, so sehr uns dieselben angesprochen haben, scheint uns die eigentliche Aufgabe des Fräuleins doch auf einem ganz andern Felde zu liegen, als auf dem Gebiete der naiven Liebhaberinnen. „Sie hat ihr Herz entdeckt," „Feuer in der Mädchenschule," „das Kind des Glückes," „Erziehungs-

resultate, — das alles sind künstlerische Aufgaben, die eine so vorzugsweise begabte Individualität, wie Fräulein Baudius, getrost Andern überlassen sollte."

„Aber wo wäre denn das richtige Feld für eine so vorzugsweise begabte Individualität?" fragte sie, und ein leiser Unmuth klang aus dem Ton der Frage heraus.

„Das ist nicht leicht zu sagen," fuhr ich ruhig fort, „die Herrschaften, die tagtäglich auf den Brettern stehen und ihr Repertoire auswendig wissen, können nicht von uns da unten verlangen, daß wir sofort alle die unzähligen Namen der modernen Lustspiele an den Fingern herzählen. Ich glaube übrigens gar nicht nöthig zu haben, dies zu thun, sondern mich einfach darauf beschränken zu können, zu sagen, daß nach meiner bescheidenen Meinung das Feld des Fräulein Baudius überall da zu suchen sein dürfte, wo das Lustspiel oder das Schauspiel eine Dame von bedeutender geistiger Potenz, eine nach allen liebenswürdigen Richtungen des weiblichen Charakters hin stark entwickelte Persönlichkeit verlangt. Hat diese Figur, was, wie ich sie mir denke, gar nicht ausbleiben kann, eine kleine, angenehme Beigabe von Malice, eine liebenswürdige Ironie, einen „etwas schneidig hervortretenden Esprit," so wird sie Fräulein Baudius um so besser spielen und ich glaube nicht, daß es viele Damen innerhalb der deutschen Bühne geben wird, die ihr da gleich kommen werden."

„Er hat nicht Unrecht", meinte Fricke gedankenvoll. Sie aber widerstritt sehr lebhaft und zeigte gerade durch ihre scharf pointirte, geistvolle Unterhaltung, wie so sehr Recht ich hatte. Wir kamen, wie dies ja fast immer zu geschehen pflegt, von der Besonderheit zur Allgemeinheit, und blieben bis spät in die Nacht im lebhaften Gespräch sitzen, und ich erinnere mich aus meinem doch ziemlich ausgedehnten Verkehr mit Künstlern und

Künstlerinnen nicht leicht eines so angenehmen und anregenden Abends mehr.

Wir hatten für den andern Tag verabredet, das germanische Museum zu besuchen, und dann zusammen auf dem sogenannten Dutzendteich, einem sehr beliebten Vergnügungsorte, zu speisen. Und so thaten wir; es war erst neun Uhr Früh, als wir die Künstlerin aus ihrem Hôtel abholten und durch die originellen Straßen der alten Stadt zum germanischen Museum führten. Ich hatte zuerst Angst, daß das schöne moderne Weltkind sehr wenig Freude an dem haben werde, was hier unendlicher Fleiß und unsägliche Mühe aus Schutt und Moder der Vorzeit gewecket und wissenschaftlich geordnet an's Licht gebracht hat. Aber die Angst war unnöthig gewesen.

Wir mußten, wie alle Besucher, bekanntlich den Kreuzgang passiren, in dem die Grabdenkmale aufgestellt sind — eine ernste Wanderung. Da liegen die steinernen Frauen, in strenge, ernste Gewande gehüllt, auf ihren Grabsteinen mit gefalteten Händen da zur Seite ihrer Hausherren, der alten, gestrengen Ritter, in kalten Steinrüstungen, und Beide schauen Dich von unzähligen Grabsteinen stumm und vorwurfsvoll an aus ihren todten, steinernen Augen, der Du hindurch schreitest, das lebenslustige Weltkind, voller Jugendkraft und Jugendlust im pochenden Herzen, und unwillkürlich senkt sich die ganze Wucht dieses lautlosen und doch so vernehmlichen memento mori auch in Deine Seele; der finstere, gewaltige Ernst, der hier herrscht, legt sich erkältend auf Dein Herz, das Gespräch wird leiser und verstummt endlich ganz, nur den Schall der Fußtritte gibt das Echo grollend wieder.

Auch auf sie wirkte der gewaltige Ernst des Ortes, die großen, klugen Augen hefteten sich aufmerksam auf die vielen Denkmale der seltsamen Grabhalle, und in ihnen begann eine

sichtbare Melancholie aufzudämmern. Auch ihr College sah dies und drängte, da er wohl wußte, wie sehr die Künstlerin solchen Eindrücken zugänglich ist, zum Weitergehen. Der imposante Reichthum der Kunsthalle, der darauf folgte, gaben den Gedanken dann eine andere Richtung. Bleibt auch der Ernst, den die Denkmale der Vorzeit hier überall so gewaltig predigen, die vorherrschende Stimmung für Jeden, der das Museum besucht, so wirkte doch auch der Glanz der Farben der prächtigen Gemälde, der unsägliche Reichthum der Formen in den Skulpturen wieder ableitend und erfrischend.

Ich führte die beiden Künstler sofort vor das berühmte Kaulbach'sche Wandgemälde: „Kaiser Otto, die Gruft Carls des Großen besuchend", und erfreute mich des mächtigen Eindruckes, den das unvergleichliche Bild auch auf sie, wie auf alle Beschauer ausübte.

Beinahe eine halbe Stunde saßen wir vor dem fesselnden Bilde; die Schauspielerin, deren ganzer Ideenkreis, deren Zwecke und Ziele doch so ganz und gar entgegen gesetzt sind dem, was diese Darstellung predigt, konnte sich nur schwer davon trennen.

Dann schritten wir, aufmerksam und vielfach bis in's Einzelne prüfend, durch die langen Gänge, durch die weiten Hallen, in denen hier die Schätze der Vorzeit in erstaunlichem Reichthum aufgehäuft sind. Ich wurde durch das Interesse, welches das schöne Mädchen so sichtbar für Alles das zeigte, was mein Lieblingsstudium von jeher war, ja damals fast den Inhalt meines Lebens ausmachte, auch immer wärmer und angeregter und wie sie nicht ermüdete, zu sehen und zu hören, so ermüdete ich nicht zu zeigen und zu erklären.

Ja, ich hätte die beiden Aermsten im Feuereifer der Wissenschaft am Ende noch richtig in's Archiv geschleppt und sie

da alte, verschimmelte Urkunden besehen lassen, wenn nicht Fricke noch zur rechten Zeit ein Einsehens gehabt und dringend an unsere Partie nach dem Dutzendteich gemahnt hätte.

Am Ufer des einsamen, von düsteren Tannenwäldern umstandenen großen Teiches, den die in Bezug auf die Natur so sehr genügsamen Nürnberger für die Krone ihrer Umgebung halten, wich die ernstere Stimmung erst dann von uns, als die Künstlerin das erste Glas Champagner „der Jugend" brachte, der frohen Jugend, die unser aller Herzen damals noch schwellte, die uns damals noch kühne, herrliche Träume vorgaukelte und unseren Willen und unsere Kräfte zu ernstlichem, energischem Streben anspornte. Damals noch!! — —

Das letzte Glas galt dem „fröhlichen Wiederseh'n" — es war eine Lüge. Ich habe den guten, redlichen Fricke nicht wieder gesehen, schwere Krankheit hielt ihn umfangen; ob er noch lebt — ich weiß es nicht. Ich sitze da und schreibe in langen Winternächten meine Erinnerungen nieder, Erinnerungen aus der frohen, thörichten, hoffenden Jugend, und Fräulein Baudius hat soeben, wie die Blätter berichten, wieder einmal ein Entlassungsgesuch bei der Intendanz eingereicht, weil sie sich verkannt und unglücklich fühlt. Und doch wird sie so sehr gefeiert die Perle der Burg! Närrische Welt! — — — —

Inhalt.

Druck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld in Wien.